

Betroffene erinnern sich (2)

Bund der Stalinistisch Verfolgten
in Deutschland e.V.
Kreisverband Magdeburg

Ein Gespenst
ging um

Erlebnisberichte aus dem
"Sozialistischen Lager"
1945 bis 1989

Landesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheits-
dienstes der ehemaligen DDR Sachsen-Anhalt

Geleitwort	2
Vorwort	3
Sieben Jahre unter der Gewalt Stalins - mit 17 Jahren nach Sibirien verschleppt <i>Ursula Baumeister</i>	5
In polnischen Arbeits- und Internierungslagern von 1946 bis 1949 <i>C. Helam</i>	11
Wieviele Leben erträgt ein Mensch? <i>Hans Barnbeck</i>	18
Ein Opfer des sowjetischen Militärtribunals <i>Ernst Ln.</i>	29
Gedanken in die Vergangenheit <i>A.-G. B.</i>	34
Der 17. Juni 1953, ein schwarzer Tag, auch in meinem Leben <i>Horst Graf</i>	41
Sippenhaft <i>C. H.</i>	48
Die Falle schnappt zu <i>Helmut Kühne</i>	51
Im Namen des Volkes: 4 Jahre Zuchthaus <i>Johannes Rink</i>	54
Anmerkungen	62
Abbildungsnachweis	65

In der vorliegenden Broschüre haben sich Menschen zusammengefunden, denen allen eines gemeinsam ist: Sie haben ihre Jugendjahre zum Teil in sowjetischen und polnischen Lagern, zum Teil in deutschen Gefängnissen verbracht.

Eine der Frauen, die nach Kriegsende aus den Gebieten jenseits der Oder und Neiße deportiert wurden und heute keine Entschädigung bekommen, hat die Herausgabe dieser Berichte nicht mehr erlebt.

Aufgeschrieben wurden Gefühle und tiefgehende Erlebnisse, die nicht vergessen werden konnten. Ihre Folgen wirken bis heute fort. Sie zeugen von der verletzten Würde der Menschen.

Die Leiden können nicht wiedergutmacht werden. Unsere Aufgabe besteht darin, sie zur Kenntnis zu nehmen und ihnen damit einen Sinn zu verleihen.

Edda Ahrberg

Die vorliegende Broschüre ist als Fortsetzung der Reihe „Betroffene erinnern sich“ zu verstehen. Die Aussagen im Vorwort von Wolfgang Stiehl zum im November 1995 erschienenen Heft: „Vom Roten Ochsen geprägt“ sind auch für diese Publikation voll gültig. Einige Erläuterungen und ein paar persönliche Gedanken seien mir trotzdem gestattet.

Die hier veröffentlichten Erlebnisberichte sind zum Teil aus Platzgründen sehr stark gekürzt worden. Es sind von den Betroffenen selbst verfaßte Berichte, welche erst nach der Wende geschrieben werden konnten und durften.

Einige Verfasser konnten ihre noch immer bestehenden Hemmungen nicht überwinden und baten, ihre dem Herausgeber bekannten Namen nur abgekürzt oder verändert zu veröffentlichen. Dieser Bitte wurde, auch aus Datenschutzgründen, entsprochen.

Am Ende des 1. Berichtes steht der Satz: „Verstehen kann so ein Schicksal nur, wer es selbst erlebt hat.“ Das ist zweifellos zutreffend. Jedoch sollte der interessierte Leser wenigstens versuchen, die geschilderten Schicksale in ihrem Ausmaß und ihrer Wirkung und Fortwirkung auch auf das Leben nach der Haft zu begreifen.

Es wäre in diesem Zusammenhang viel zu sagen unter anderem über

- die Qualität der geschichtlichen Aufarbeitung der vergangenen Epoche,
- den Umgang der Parlamente, Regierenden und Behörden mit den Opfern und ihren Problemen,
- den Umgang der Opfer aus den beiden Diktaturen auf deutschem Boden in diesem Jahrhundert miteinander,
- die Ausschöpfung der Möglichkeiten von Wiedergutmachung und Entschädigung,
- den (rechtsstaatlichen?) Umgang mit den Tätern.

Nicht versäumen möchte ich, unserem BSV-Kreisvorstandsmitglied, Frau Christa König, an dieser Stelle für ihren selbstlosen und außergewöhnlichen Einsatz bei der Betreuung und Beratung von Opfern, aber auch für ihr Engagement beim Entstehen dieser Broschüre im Namen aller Betroffenen herzlich zu danken.

Vielen Verfolgten, vor allem auch aus den frühen Jahren der DDR, welche oft zu sehr hohen Freiheitsstrafen in Schnellprozessen verurteilt wurden, wird manchmal die Frage gestellt, wie ein junger Mensch so etwas verkraften

konnte. Ohne pathetisch werden zu wollen, möchte ich hier J. W. v. Goethe sagen lassen, was mir selbst all die Jahre seit 1945 innerste Überzeugung und Kraftspender war:

„Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde ...
Vor allem sei es eins in Liebe untereinander.
Und immer sei es eins, daß der deutsche Thaler und
Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe.
Eins, daß mein Reisekoffer durch alle deutschen
Länder ungeöffnet passieren könne.“

Magdeburg, Juli 1996

Günter Anders

Sieben Jahre unter der Gewalt Stalins - mit 17 Jahren nach Sibirien verschleppt

Ursula Baumeister, Jahrgang 1927

kein Urteil,
deshalb keine Rehabilitierung
und keine Entschädigung,
verstorben 1995

Mein Zuhause war der Ort Bernikow im Kreis Königsberg in Ostpreußen.

Februar 1945. Die Rote Armee kam.

Wir wurden gejagt, massenweise in Keller gesperrt ohne Angabe von Gründen, Junge, Alte, Kinder - nur weil wir Deutsche waren. Oft wurden Frauen vergewaltigt.

Wir mußten zu Fuß über Landsberg/Warthe nach Schwiebus in ein Lager. Dort waren wir bis 5. März 1945 in kleinen Räumen eingesperrt. Keiner durfte raus. Es wurden Milchkannen hingestellt, in welche wir unsere Notdurft verrichteten.

Manchmal konnten wir aus dem Fenster schauen und sahen, wie Tote in Kalklöchern verscharrt wurden. Es war grausam. Was sollte aus uns werden? Keiner wußte es.

Eines Tages wurde ich hinausgeführt und mußte in einem Haus Zimmer sauber machen, in denen sich zwei amerikanische Fliegersoldaten als Gefangene befanden. Sie sagten mir, daß wir alle nach Sibirien kommen. So war es dann auch.

März 1945. Wir wurden in Viehwaggons gestopft. In jeden Waggon 90 Personen. Es war die Hölle. Alle schrien vor Angst. Unterwegs bekamen wir Hundekuchen zu essen. Wir wurden behandelt wie Tiere.

Ich hatte Glück im Unglück und wurde in einen anderen Waggon gebracht, in dem die Küche für die russischen Soldaten war. Ich sollte dem Koch helfen. Der russische Koch war nicht schlecht zu mir, er gab mir Essen und Tee. So konnte ich den Transport einigermaßen überleben. Unterwegs sind viele gestorben. Sie wurden einfach aus dem Zug geworfen.

In Moskau angekommen, wurden wir in einer Badeanstalt mit Schläuchen abgespritzt. Dann ging es weiter - nach Sibirien.

April 1945. In Krasnojarsk wurden wir ausgeladen. Durch die lange Fahrt waren die Menschen hilflos. Der Weg in das Internierungslager führte zu Fuß über eine Eisenbahnstrecke. Diese lag ziemlich hoch und viele blieben in den

Eisenbahnschwellen stecken. Sie wurden von den Soldaten mit den Gewehren geschlagen.

Das Lager war riesig groß. Trotzdem reichten die Baracken nicht aus. Wir mußten neue bauen - aus Erdstücken. Von innen wurden sie mit Birkenstöcken, dazwischen Sägespäne, abgestützt. Kleine Fenster wurden eingebaut. Unser Liegeplatz bestand ebenfalls aus Birkenstöcken. Es war schrecklich, darauf zu liegen.

In einigen Baracken sahen wir auf den Liegeplätzen Japaner sitzen. Sie bewegten sich kaum, und sie verließen auch die Baracken nicht. Nach einiger Zeit wurden sie fortgeschafft.

Unsere erste Arbeit war im Steinbruch. Sie war sehr schwer. Die Posten standen mit aufgefplanten Gewehren dabei und trieben uns an.

Mai 1945. Alles wurde uns genommen. Auch das Letzte, was wir noch von zu Hause hatten. Das Schlimmste war, daß uns die Haare abrasiert wurden, am ganzen Körper. Unser seelischer Zustand war nicht zu beschreiben, zumal wenige Wochen später Typhus und Ruhr ausbrachen. Jeder war betroffen davon. Die Menschen starben massenhaft, und nur wenige kamen durch.

Im Typhusrevier stand in den Baracken das Wasser bis unter die Pritschen. Wenn es kalt war, gefror das Wasser.

Im Wasser schwammen oft Ratten. Sie belästigten uns und die Toten, die noch auf ihren Pritschen lagen. Die Toten wurden von den Ratten angefressen, auch die Lebenden, wenn sie sich nicht mehr bewegen konnten. Wir lagen da, ohne Bekleidung, so wie uns Gott auf die Welt gebracht hatte. Es gab nichts, nicht einmal Decken.

Die Erde in Sibirien ist immer gefroren. Die Löcher, die gegraben wurden, waren so flach, daß die Toten noch nicht einmal bedeckt waren. Wir wurden alle für diese Arbeit eingeteilt. Wir nannten es das Himmelfahrtskommando. Oft schafften wir es vor Schwäche nicht, die Toten in die Erde zu bringen.

Eine weitere große Plage waren die Läuse. Nicht wir hatten die Läuse, sondern die Läuse hatten uns. Unsere ganzen Körper waren zerfressen, die Haut von Kopf bis Fuß. Ich hatte ein großes Geschwür auf dem Bauch. Ein russischer Arzt hatte es mit einem Taschenmesser aufgeschnitten. Dort sammelten sich die Läuse massenhaft an.

Im Lager gab es kein Wasser zum Trinken. Wenn wir Durst hatten, mußten wir an Eiszapfen lutschen. Zum Essen gab es nur Suppe mit Fischköpfen, ab und zu mal ein Stück Brot.

Überall stand Chlorwasser in den Krankenbaracken herum, weil die russischen Sanitäter Angst vor Ansteckung hatten. Manche Menschen waren seelisch so kaputt und geistig verwirrt, daß sie dieses Chlorwasser tranken.

Winter 1945. Es war sehr kalt, bis minus 60 Grad. Im Dezember kamen wir für ein halbes Jahr in ein Lager, wo viele polnische Internierte waren. Sie waren genauso hinter Stacheldraht. Wir mußten auch von ihnen viele Qualen aushalten. Sie haßten uns.

Wir wurden kilometerweit hinausgejagt zum Schneeschippen. Russische Filzstiefel hatten wir an. Sie waren so schwer, daß wir uns kaum fortbewegen konnten. Viele Menschen sind in den Schnee gefallen und erfroren. Oft wurden erfrorene Glieder abgenommen, bei vollem Bewußtsein. Die Schmerzensschreie vergesse ich nie.

Die Schneestürme waren so stark, daß noch nicht einmal die Posten, die uns rausjagten, zum Lager zurückfanden. Deshalb wurde ständig im Lager die Glocke geläutet.

Sommer 1946. Wir wurden wieder zurückgebracht in das Lager in Krasnojarsk. In Sibirien ist es im Sommer einige Wochen sehr warm, über 40 Grad. Die Nächte sind aber sehr kalt. Wie ein großes Wagenrad war die Sonne. Zum Anziehen bekamen wir Schlosseranzüge, da unsere Kleidung von der Sonne verbrannt war.

1946 starben noch sehr viele an Typhus und Hungeroedemen. Wir mußten außerhalb des Internierungslagers arbeiten. Nach der Arbeit wurden viele tot zurückgetragen, auf Holzstöcken.

1947. Wieder wurden wir verladen. Es ging nach Magnitov in ein Hospital. Im Waggon war ein Kohlehaufen, bei dem ich lag. Man hatte mich schon abgeschrieben und ich galt als tot. Ich kam noch in das Hospital. Dort waren deutsche Kriegsgefangene aus Stalingrad und deutsche Ärzte. Die Kriegsgefangenen spendeten Blut für die Schwerverletzten, auch für mich. Ich war so schwach, daß ich erst wieder laufen lernen mußte.

1948. Nach 9 Monaten mußten wir wieder weg. Diesmal ging es nach Magnitogorsk. Dort war ein Nickellager. Hier waren ungarische und rumänische Internierte. Wir waren zirka 35 deutsche Mädchen und Frauen. Oft wurden wir auseinandergerissen. Wir sollten nicht wissen, wieviele gestorben sind. Nach einigen Monaten waren wir wieder mit Internierten zusammen, die wir kannten.

In dem Nickellager bekamen viele Malaria. Ich hatte auch 2 Jahre damit zu tun. Jeden 2. Tag bekam ich hohes Fieber, und als Medikament gab es nur Chinin. Gelb wie eine Zitrone waren wir und geistig nicht mehr am Leben. An einem Tag, an dem ich kein Fieber hatte, wurde ich in eine Fabrik gebracht, zum arbeiten. Wir wurden eingeteilt. Ich war mit einem Mädchen aus Berlin zu-

sammen. Sie hieß Waltraud Röstel. Wir mußten lange warten. Durch unsere Schwäche waren wir aber sehr müde und schliefen schließlich hinter einer großen Holzplatte ein. Erst nach 3 Tagen wurden wir vermißt. Da im Lager jeden Tag Appell gemacht wurde und wir fehlten, wurden wir zur Strafe in den kalten Bunker gesperrt.

Im Sommer wurden wir auf eine Kolchose gebracht. Dort waren wieder Kriegsgefangene. Der Lagerleiter war ein Deutscher, mit Namen Renz. Der Name des Sanitäters, auch ein Deutscher, war Rudolf Kasper. Sie waren sprachlos über unseren Zustand, als wir in das Lager kamen. Wir hatten es jetzt besser. Die Arbeit war zwar schwer, aber keiner trieb uns ständig an. Nach nicht langer Zeit mußten wir wieder weg. Wir wurden in ein Waldlager gebracht. Mit Pferden und Hunden wurden wir getrieben. Große Bäume mußten wir fällen. Wir hatten keine Ahnung davon und viele sind beim Tragen der Bäume zusammengebrochen. Zur Seite treten durften wir nicht, sonst wurde geschossen. Meine Cousine wollte ihre Notdurft verrichten und ging etwas weg. Sofort wurde ihr von dem russischen Posten der Oberschenkel durchgeschossen.

Überall in Rußland fanden Menschentransporte statt. Stalin transportierte auch seine Völker dorthin, wo er sie haben wollte, kreuz und quer in dem großen Land.

Das nächste Internierungslager war in Swerdlowsk. Dieses Lager gehörte zum großen Ural-Marsch-Werk. Wir hatten es hier etwas besser. Es gab Möglichkeiten sich zu waschen, und unsere Haare wurden nicht mehr abrasiert. In das Lager kamen oft deutsche Kriegsgefangene. Sie blieben nur kurze Zeit, wurden verhört von russischen Offizieren aus Moskau. Auch wir hatten unter diesen Verhören zu leiden. Danach wurden manche abtransportiert, entweder nach Hause, in ein anderes Lager oder zu weiteren Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Viele wurden gezwungen, Aussagen zu machen, die nicht stimmten. Dadurch kamen viele ins Straflager. Zum Beispiel kam der Schneider Josef Strauch ins Lager. Er wohnte in Offenbach an der Bergstraße. Dort hatte er eine junge Frau und zwei kleine Söhne. Ein Gefangener hatte behauptet, daß er russische Häuser in Brand gesteckt hat. Es stimmte nicht, er konnte sich aber nicht wehren.

Ein anderer kam zu uns aus einem Asbestlager. Er hieß Heinz Hanke. Er war aus Berlin. Er hatte Glück und kam nach Hause.

Wir gaben ihm unsere Adressen. Er war es, der das erste Lebenszeichen von mir an meine Mutter gab. 1950 schrieb er an sie, daß wir in 14 Tagen kommen, so hieß es im Lager. Aber es dauerte noch 2 Jahre.

1950 durften wir dann auch das erste Mal schreiben. Es war eine Postkarte mit 25 Wörtern. Die Rückantwortkarte, die daran war, bekamen wir ein halbes Jahr später. Ich bekam zwei Pakete - eines vom Caritas-Verband und eines von meiner Mutter.

Juli 1950. Wir wurden von Swerdlowsk nach Brest-Litowsk transportiert. Das war nach dem Besuch von Konrad Adenauer in Moskau.

In diesem Lager wurden uns Zeitungen gegeben, in denen stand, daß nur noch Kriegsverbrecher und Schwerkranke in Rußland seien. Weil das nicht stimmte, traten wir in den Hungerstreik. Wir glaubten nicht mehr daran, Deutschland jemals wiederzusehen.

Herbst 1951. Ich wurde wieder schwer krank. Ich hatte eine nasse Rippenfellentzündung. Meine Lunge und mein Zwerchfell waren kaputt. In der Krankenbaracke durfte keiner zu mir. Ein Mädchen, mit dem ich von Anfang an zusammen war, hat gedacht, ich bin gestorben. Sie hieß Renate Oldenburg. Sie ist verrückt geworden und kam in eine Zwangsjacke. Die Posten haben sie nicht in den Griff bekommen. Sie schrie immer nur meinen Namen.

Immer wieder wurden wir getröstet. Einmal hieß es, die DDR müßte Waggonen schicken, damit wir nach Hause können. Ein anderes Mal sagten sie uns, man muß unsere Angehörigen fragen, ob sie uns wiederhaben wollen.

Mai 1952. Endlich war es soweit. Die Kranken waren alleine in einem Waggon. Ein russischer Arzt ist bis Frankfurt/Oder mitgefahren. Er mußte mir oft das Wasser abziehen, da ich keine Luft mehr bekam. Die Renate war eingebaut hinter Brettern. Sie tobte in ihrem Käfig. In Frankfurt/Oder wurde sie entlassen. In dem Waggon war auch eine Maria. Sie war ebenfalls lungenkrank. Maria und ich sind in Bischofswerda aus dem Waggon heraus nach Bautzen in ein Krankenhaus gebracht worden.

Der Zug von Frankfurt/Oder nach Bischofswerda wurde von der Bahnpolizei der DDR besetzt. In unserem Waggon war ein Mädchen aus Cottbus. Da der Zug über Cottbus fuhr, gab sie der Krankenschwester einen Zettel für ihre Mutter. Doch die Polizisten nahmen ihr den Zettel weg. Wir waren so enttäuscht und weinten nur noch.

Später im Krankenhaus konnten wir zunächst nicht sprechen und nichts essen. Dauernd wurde uns schlecht.

Nachdem ich später zu Hause bei meiner Mutter in Magdeburg-Olvenstedt angekommen war, fuhr ich nach Wolmirstedt. Man hatte mir gesagt, Heimkehrer würden 60,- Mark bekommen. Ich bekam keine Unterstützung. Mir wurde gesagt, die Heimkehrer, die jetzt kommen, sind „Kriegsverbrecher“. Ich war damals bei der Verhaftung 17 Jahre alt und hatte gewiß nichts „verbrochen“.

Ich bekam dann von der Krankenkasse 1,- Mark je Tag. Dafür konnte ich noch nicht einmal einen Liter Milch kaufen. Meine Mutter hatte monatlich 45,- Mark Hinterbliebenenrente. Wir lebten sehr ärmlich und ich konnte mich kaum erhalten.

Dies alles konnte ich nur überleben, weil ich den starken Willen hatte, noch einmal zu meiner Mutter zurückzukehren. Mein Vater hat es nicht geschafft, er ist in einem Internierungslager in Rußland verstorben. Meine drei Brüder sind als Soldaten verschollen.

Verstehen kann so ein Schicksal nur, wer es selbst erlebt hat. Mein ganzes Leben lang kann ich es nicht vergessen. Mein Körper und meine Seele leiden heute noch. Die Vergangenheit ist und bleibt immer gegenwärtig.

Es wird so viel gesprochen von Menschenrechten, vom Rechtsstaat - aber es wird zu wenig getan.

(Frau Baumeister ist nach langer, schwerer Krankheit am 20. Oktober 1995 verstorben.)

In polnischen Arbeits- und Internierungslagern von 1946 bis 1949

Erlebnisbericht von C. Helam *, Jahrgang 1931

kein Urteil,
deshalb keine Rehabilitierung
und keine Entschädigung

Ich wurde in Lodz in Zentralpolen geboren.

Meine Vorfahren kamen aus dem Rheinland, als im 18. Jahrhundert Polen besiedelt wurde. Als Bauern bewirtschafteten sie einen großen Hof. Mein Urgroßvater verlor nach einer Mißernte Haus und Hof. Die Töchter verdingten sich als Dienstmädchen in der Stadt, die Söhne gingen nach Amerika. Meine Mutter war Fabrikarbeiterin, Vater Büroangestellter. 1938 kam ich in eine deutsche Schule in Lodz. Polnischunterricht gab es nur ein paar Stunden in der Woche. Bis 1938 lebten Deutsche und Polen friedlich nebeneinander. Im Sommer des Jahres fing die Feindseligkeiten an. Als 1939 im September die deutschen Truppen einmarschierten, änderte sich unser Leben vollkommen. Wir wurden nicht als vollwertige Deutsche betrachtet, sondern nur als „Volksdeutsche“. Mein Vater wurde sofort zur Wehrmacht eingezogen. Ich war damals acht Jahre alt und habe vieles nicht verstanden. Vom Krieg haben wir wenig mitbekommen. Im Januar 1945 fielen die ersten Bomben auf Lodz und wenige Tage danach rückte die sowjetische Armee ein. Für die Deutschen in Polen fing ein wahres Martyrium an. Wir waren vogelfrei, und jeder konnte uns quälen oder sogar töten wie es ihm beliebte. Wir wurden aus mehreren Wohnungen verwiesen. Zuletzt „wohnten“ wir in einem Holzschuppen. Wenn es regnete, haben wir Wachstuchdecken unter der Decke aufgespannt, um das Regenwasser aufzufangen. Wir schliefen zu viert in einem Bett. Im Herbst kam mein Onkel aus sowjetischer Gefangenschaft. Er wußte nicht wohin und zog auch bei uns ein. So lebten wir mit neun Personen auf 30 Quadratmetern. Wir mußten aber noch froh sein, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben. Wir wollten dann heimlich von Polen fort, aber meine Großmutter wollte nicht. Sie sagte immer, wir haben niemandem etwas getan, also wird man uns auch nichts tun. Wir hatten uns nie um Politik gekümmert.

Wir gingen alle zur Arbeit. Nur mein Onkel, der mit Knochen-TBC aus der Gefangenschaft kam, konnte nicht arbeiten und meine Oma war mit den

* Name wurde verändert

Kindern zu Hause. Sie wusch Wäsche für Polen, um für den Überlebenskampf beizutragen. Anfang 1946 war ich bei einer polnischen Familie im Haushalt tätig. Eines Morgens im Juli wollte ich zur Arbeit gehen und war 50 m von unserer Behausung entfernt. Da kamen zwei von der Miliz und forderten mich auf, mitzukommen. Auf meine Frage wohin, bekam ich zur Antwort, ich käme für drei Wochen zum Ernteeinsatz. Auf eindringliches Bitten wurde mir gestattet, noch einmal zurückzugehen und eine Schürze und etwas Brot mitzunehmen. Wir wurden zum Revier gebracht. Als ich aber sah, daß dort auch alte Menschen waren, glaubte ich nicht mehr an einen Ernteeinsatz. Wir wurden dort bis zum Abend ohne Essen und Trinken festgehalten. Dann kam ein LKW, und wir mußten aufsteigen. Wer von den alten Leuten nicht schnell genug hoch kam, wurde mit Fußstritten traktiert. Nach einer halben Stunde Fahrt kamen wir vor dem Arbeits- und Internierungslager „Schikawa“ an. Doppelter Stacheldraht und Wachtürme, Wachpersonal mit Gewehren nahmen uns in Empfang. Das Gefühl, als sich das große Tor hinter mir schloß, werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Es kamen immer mehr Lastwagen mit Menschen. Zu allem Unglück ging noch ein Gewitterregen nieder. Wir waren bis auf die Haut durchnäßt. Am späten Abend wurden wir auf die Baracken verteilt. Diese waren überfüllt, und wir mußten mit angezogenen Knien die Nacht über sitzen. Als Toilette diente ein Holzkübel, der bald übervoll war. Raus durfte man nicht, denn es wurde sofort geschossen, wenn sich einer blicken ließ. Zu essen bekamen wir nur Wassersuppe, in der ein paar rote Rübenstücke schwammen. Morgens wurden wir zum „Gebet“ rausgetrieben. Wir mußten polnische Kirchenlieder singen. Die Leute dachten, sie müßten so singen wie in der Kirche, der Aufseher wollte es aber im Marschtempo gesungen haben. Nach dem Appell mußten wir dann singen „üben“. Es wurde exerziert bis wir aussahen wie die Wildschweine, die sich gesuhlt haben. Wer nicht schnell genug war, wurde mit Fußstritten behandelt. Das ging so eine Woche lang. Es wurde ein Transport zusammengestellt. Wir sollten auf ein Gut in der Nähe von Kutno gebracht werden. Wir übernachteten in einem Schafstall auf dem blanken Mist. Am Morgen stanken wir genauso wie die Schafe. Wir kamen auf ein Gut, das ungefähr 30 km weiter entfernt lag. Wir waren erstaunt über die Ordnung, die dort herrschte, bis wir herausfanden, daß der Verwalter mal in Berlin studiert hatte. Auch die Unterbringung war ganz gut. Sechs Wochen blieben wir dort, dann ging es zurück ins Lager nach „Schikawa“. Dort ging die Prozedur von neuem los. Nach acht Tagen ging es wieder auf ein anderes Gut. Meine Angehörigen wußten nicht, wo ich war. Auf den Ämtern gab man meiner Mutter keine Auskunft. Ein bekannter Pole half ihr, meinen Aufenthaltsort herauszubekommen. Sie kam dann auf dieses Gut und brachte mir etwas Anzuziehen und Wäsche zum Wechseln. Nach ein paar Tagen wurde wieder ein Transport zusammengestellt, und wir kamen in das Fabriklager Scheibler und Grohmann. Ich habe in zwei Schichten in der Fabrik gearbeitet, in der Spinnerei und anderen Abteilungen. Im Lager war es sehr streng. Das Wachpersonal kam mit zum Essen-

fassen und auch zum Waschen. Wenn wir im „Evaskostüm“ dastanden, holten sich die Wachmänner die hübschesten Frauen heraus. Mir blieb die Prozedur erspart, denn ich war so dünn, wie ein „Strich mit Fusseln“. Nach der Schicht mußten wir noch vier Stunden Zusatzarbeit leisten. Die Frauen, die geschickt in Näh- und Strickarbeiten waren, brauchten nicht zur Zusatzarbeit. Sie konnten im Lager bleiben und haben für die Lagerkommandantin Handarbeiten hergestellt, die diese dann verkaufte. Sie bereicherte sich damit.

Wir mußten gelbe Kopftücher tragen, Drillichröcke und Holzschuhe. Wer beim Deutschsprechen erwischt wurde, dem wurden die Haare abgeschnitten und der Kopf kahl rasiert. Das Gleiche galt, wenn man dabei erwischt wurde, daß man ein Kleidungsstück wusch und bei anderen kleinen Vergehen. Kleider und Wäsche kamen in die Wäscherei und ob man dann seine Kleider wiederbekam, war ungewiß. Wir waren in großen Fabriksälen untergebracht, drei Pritschen übereinander. Es wimmelte von Wanzen und morgens sahen wir aus, als ob wir die Masern hätten. Nachts tummelten sich die Ratten.

Die Weihnachtszeit rückte näher. Die Kommandantin ging in Urlaub und der Vertreter ließ eine große Fichte aufstellen. Wir haben sie mit allerhand Handarbeiten geschmückt und am Heilig Abend durften wir vier deutsche Weihnachtslieder singen, sonst nur polnische. Im Lager habe ich dann auch die polnische Sprache gelernt.

Wenn die Wachmannschaft betrunken war, haben sie sich „Spielchen“ für uns ausgedacht. Sie kamen und kontrollierten, ob wir uns die Füße gewaschen haben. Wehe, wenn sie nur einen Fleck entdeckten. Wir wurden dann in die langen Flure rausgetrieben und mußten exerzieren. Wenn sie ihr Mütchen gekühlt hatten, durften wir uns waschen. Warmes Wasser gab es nicht. Morgens mußten wir wieder zur Schicht und hatten kaum geschlafen.

Im Frühjahr sollte ich entlassen werden, denn ich war noch keine 16 Jahre alt, und wurde zurück nach „Schikawa“ gebracht. Ich wurde aber nicht entlassen, denn ich wollte die polnische Staatsangehörigkeit nicht annehmen.

Eines Tages mußten wir antreten, wie auf dem Sklavenmarkt. Ein Bauer schritt die Front ab und suchte mich und noch eine Frau so um die 40 Jahre aus. Er nahm uns mit, und wir mußten in der Landwirtschaft arbeiten. Morgens um vier wurde geweckt, um mit dem Bauern Futter für das Vieh zu holen, zu füttern, zu melken und was noch zu tun war. Nach dem Frühstück ging es hinaus aufs Feld. Mittags legten sich die anderen schlafen. Wir mußten wieder melken und füttern. Es ging dann noch mal hinaus aufs Feld. Erst bei Sonnenuntergang konnten wir zurück zum Hof. Wir mußten dann noch im Hause weiterarbeiten. Vor ein Uhr kam ich nie zum Schlafen. Nach zwei Monaten verlangte die andere Frau, ins Lager gebracht zu werden. Der Bauer brachte sie zurück. Er hatte ja noch immer mich. Bei ihm erlebte ich das schlimmste Weihnachtsfest mei-

nes Lebens. Alle saßen in der Stube unter dem Weihnachtsbaum und ich in der kalten Küche ganz allein. Es war zum Heulen. Im Frühjahr konnte ich dann nicht mehr arbeiten. Mir wurde immer schwindelig, und ich konnte auch nicht mehr essen. Der Bauer fuhr mit mir in die Stadt zum Arzt. Der untersuchte mich, konnte aber kein körperliches Leiden feststellen. Er sagte, das können nur die Nerven sein. Der Bauer sagte darauf, wenn es nur die Nerven sind, da kann sie auch weiter arbeiten. In dieser Zeit muß ich mir mein dauerhaftes Leiden geholt haben. Eines Tages hörte ich, wie der Nachbar zum Bauern sagte, er wollte eine Deutsche zur Arbeit, er hätte aber keine bekommen, weil alle Deutschen des Landes verwiesen werden und jeder der noch eine Deutsche hat, muß sie zurück ins Lager bringen. Ich bestand dann darauf, ins Lager gebracht zu werden. Der Bauer wollte mir Angst machen und sagte, man würde mich nach Sibirien bringen. Mir war das damals so egal, ich wollte nur fort, denn der jüngste Sohn fing an, mir nachzustellen. Ich kam dann wieder ins Lager. Ein Transport wurde zusammengestellt. Wir kamen in eine Gärtnerei in der Nähe von Lodz. Wir waren acht Frauen und in einem kleinen Zimmer untergebracht. Wir schliefen zu zweit in einem Bett. Erst arbeitete ich draußen in der Gärtnerei, aber die Arbeit war zu schwer. Ich wurde dann zum Gemüseholen fürs Geschäft eingeteilt.

Nach einem Vierteljahr mußte der Gärtner uns wieder ins Lager zurückbringen. Er wollte uns überreden zu fliehen, damit er uns nicht zurückbringen brauchte. Wir sollten dann zu ihm zurückkommen. Wir gingen aber nicht darauf ein.

Im Lager war eine Aufseherin besonders schlimm. Nachts ging sie durch die Baracken und wehe, wer nicht bis aufs Hemd ausgezogen war. Wir mußten auf dem Fußboden liegen. Neben mir lag eine alte Frau. Sie hatte sehr gefroren und deshalb den Unterrock anbehalten. Dafür wurde sie so geschlagen und mit Fußtritten bearbeitet, daß sie die Exkremamente nicht mehr halten konnte.

Viele sind in den Lagern umgekommen oder haben ihren Verstand verloren. Die Toten wurden am Morgen einen Abhang hinuntergekippt und verscharrt. Das Gemüse auf diesen Äckern ist dann besonders gut gediehen. Damals hat der Tod für mich seinen Schrecken verloren. Wir hatten nur einen Gedanken - überleben!

Nach zwei Wochen wurde wieder ein Transport zusammengestellt, und wir kamen auf ein Gut in der Nähe von Warschau.

Als wir in den Gutshof einfuhren, standen alle polnischen Bewohner vor ihren Türen und starrten uns an. Sie hatten sich wohl vorgestellt, wir hätten Schwänze und Hörner und sähen aus wie die Teufel. Wir wohnten in einem ehemaligen Hühnerstall neben dem Pferdestall. Am schlimmsten war die Floh- und

Mückenplage, denn vor dem kleinen Fenster war ein Weiher, der eine Mückenbrutstätte war.

Die Arbeit auf dem Gut war sehr schwer. Am schwersten war das Dreschen. Es gab nur die Dreschmaschine, alles andere wurde mit der Hand gemacht. Beim Düngerstreuen hatten wir keine Schutzkleidung. Einmal hatte ich so viel von dem schwarzen Zeug in die Augen bekommen, daß ich dachte, ich werde blind. Langsam gewöhnten sich die polnischen Gutsarbeiter an uns. Wir haben ihnen auch geholfen bei der Kartoffelernte und haben ihre Kinder beaufsichtigt, wenn sie ins Dorf gingen. Dafür haben sie uns Kleinigkeiten gegeben. Bis Anfang November haben wir in dem Hühnerstall geschlafen. Wir wurden alle sehr krank. Man hat uns dann im Herrenhaus eine Kammer zugewiesen, die aber sehr klein war und in der nicht alle Platz hatten.

Wieder rückte Weihnachten immer näher und wir überlegten, wie wir den Kindern eine kleine Freude machen konnten. Wir klauten einige Rollen Bindegarn aus dem Speicher (wenn man es teilte, konnte man daraus Pullover stricken) und tauschten sie gegen ein kleines Fichtenbäumchen. Von den Polen haben wir uns Stoffreste erbettelt. Daraus bastelten wir Puppen für die Mädchen und kleine Pferdchen für die Jungen. Ein paar Kerzen haben wir uns auch erbettelt und schmückten damit das Bäumchen. Eine Frau hatte noch eine Bibel gerettet, und am Heilig Abend las sie uns die Weihnachtsgeschichte vor. Wir sangen auch ein paar Weihnachtslieder. Auf diesem Gut durften wir deutsch sprechen.

Im Frühjahr 1949 erzählten uns die Polen, daß wir bald heim könnten. Wir glaubten nicht daran. Anfang Mai mußten wir unsere Habseligkeiten zusammenpacken. Es ging wieder in Richtung Weichsel. Wir hatten immer mal an Flucht gedacht, aber wir hatten keine Kleidung und keine Schuhe, außerdem kein Geld. Wir wären nicht weit gekommen, die Polen hätten uns bald wieder eingefangen. Was sie dann mit uns gemacht hätten, konnten wir uns ausmalen. Als wir über der Weichsel waren, ging es aber nicht mehr in Richtung Lodz, sondern in Richtung Bromberg. Wir kamen ins Lager Potulice bei Bromberg. Es waren dort nicht nur Internierte, sondern auch Kriegsgefangene und Reichsdeutsche.

1948 wurde ein Gesetz erlassen, nach dem alle Deutschen, die nicht die polnische Staatsangehörigkeit annehmen wollten, Polen verlassen mußten.

Ich wäre aus dem Lager noch nicht herausgekommen, denn ich hatte keine Ausweispapiere. Meine Mutter und Geschwister mußten Polen schon 1947 verlassen. Es war mein Glück, daß ich so gut polnisch sprach und dadurch den Beamten im Lager erklären konnte, warum ich keine Papiere hatte. Meine Mutter hatte Polen ohne mich nicht verlassen wollen. Ich konnte aber nicht gefunden werden, denn ich war außerhalb des Lagers zur Arbeit eingesetzt.

So hatte meine Mutter unterschrieben, daß sie niemanden in Polen zurücklassen würde. Für den Fall, daß sie nicht unterschrieben hätte, drohte man ihr mit Erschießung. Ein Beamter hatte ein Einsehen und setzte mich auf die Transportliste. Am 30. Mai 1949 verließen wir das Lager. Alles was wir noch hatten, wurde uns abgenommen. Wir konnten nur das behalten, was wir auf dem Leib trugen. Der Transport, der aus 40 Viehwaggons bestand, ging in Richtung Frankfurt/Oder. Vor der Grenze wurden die Waggons versiegelt und erst in Frankfurt/Oder wieder geöffnet. Dann fuhren wir in Richtung Berlin, mußten aber bald umkehren, denn Berlin war überfüllt. Wir kamen in ein Lager in Löbau in Sachsen. Eines Tages hörte ich im Lagerfunk meinen Namen. Ich erfuhr, daß ich von meiner Mutter gesucht wurde. Das letzte Stück Seife gab ich für ein Telegramm an meine Mutter. Nach 14 Tagen Quarantäne wurde ich nach Neustadt an der Orla entlassen, wo meine Mutter wohnte.

Nach einer Woche habe ich mir Arbeit gesucht und in einer Textilfabrik angefangen. Es war schlimm, denn ich verstand die Leute nicht, sie sprachen so ein anderes Deutsch als wir. Anfangs arbeitete ich an den Maschinen. Nach eineinhalb Jahren hat man mich ins Büro geholt, weil man merkte, daß ich mehr konnte.

Wenn ich gefragt wurde, wo ich denn herkomme und ich sagte, aus dem Lager in Polen, empfahl man mir zu schweigen, denn es würde mir als Revanchismus ausgelegt werden und man würde mich wieder einsperren.

Psychisch ging es mir ganz schlecht. Ich war zum Bettnäßer geworden und schämte mich furchtbar. Es hat sich aber auch niemand die Mühe gemacht, herauszufinden, woher das kam. Um die Weihnachtszeit litt ich unter Depressionen. Es war so schlimm, daß ich mir das Leben nehmen wollte. Ich schluckte viele Tabletten. Man hat mich rechtzeitig gefunden. Ich fing dann an, alles was ich erlebt hatte, zu verdrängen. Teilweise ist es mir gelungen, so daß ich Namen und Zeiten nicht mehr so genau weiß. Als ich heiratete und die Kinder kamen, glaubte ich, alles völlig überwunden zu haben. Das stimmte aber nicht. Als ich in psychiatrische Behandlung mußte und von den Erlebnissen sprechen wollte, sagte mir die Ärztin: „Das gehört nicht hierher.“

Ich bin sehr traurig, daß ich nach den geltenden Gesetzen für die Zeit meiner widerrechtlichen Freiheitsberaubung keinen Anspruch auf Entschädigung* habe.

Meine gesundheitlichen Schäden werden nicht ausreichend im Zusammenhang mit den seelischen Schäden aus dieser Zeit gesehen, da sie nicht so offensichtlich wie ein Körperschaden sind, aber ebenso schwerwiegend.

Die verlorene Jugendzeit kann mir keiner zurückgeben und die Erinnerungen werden mich immer belasten.

* Weder nach dem Häftlingshilfegesetz (HHG), in der Fassung vom 2.6.1993 noch im 1. SED-Unrechtsbereinigungsgesetz (1. SED-UnBerG) sind für Betroffene, die jenseits der Oder/Neiße-Grenze in Haft waren und danach ausschließlich in der DDR lebten, Leistungen vorgesehen. Wäre Frau Helam vor dem 3.10.1990 in die Bundesrepublik übergesiedelt, so hätte sie Anspruch auf Eingliederungshilfe bzw. Haftentschädigung gehabt.

Wieviele Leben erträgt ein Mensch?

Hans Barnbeck, Jahrgang 1926

kein Urteil,
deshalb keine Rehabilitierung,
Entschädigung gemäß HHG erhalten

Sommer 1945. Ich war bei der Arbeit. An diesem Tag war es sehr warm im Betrieb. Die Ölpresen erzeugen ohnehin immer eine große Hitze.

An dem Tag, als man mich holte, war das nicht anders. Ich war mit einem Schlosseranzug bekleidet und trug darunter lediglich eine Turnhose. Ein Hemd wäre bei der Hitze nicht zu ertragen gewesen.

Als der Gendarm mit einem Gehilfen kam und nach mir fragte, da hatte ich keinen Argwohn, ich hatte kein schlechtes Gewissen.

Erst eröffnete er mir, daß ich mit in die Kreisstadt kommen müßte. Dort wolle man nur mal etwas von mir wissen. Wir würden gleich losfahren, und es dauere auch gar nicht lange. Auf meine Bitte mich umziehen zu dürfen, sagte er, daß das nicht nötig sei. So stieg ich auf einen LKW direkt vor meinem Elternhaus, denn ich wohnte auf der anderen Straßenseite vom Betrieb. Er hatte wohl angenommen, ich würde die Gelegenheit wahrnehmen und fliehen, wenn er mich noch einmal nach Hause ließe.

Jetzt saß ich auf dem LKW und hatte keine andere Chance als abzuwarten, was mit mir geschieht. Vielleicht geht es wirklich ganz schnell und harmlos vorbei, und ich bin am Nachmittag zu Hause.

Es kam aber so: Wir hielten vor einer Villa mit grünem Zaun an. Ein russischer Posten öffnete uns die Tür, und wir gelangten über eine breite Treppe in das Gebäude. In einem Raum trafen wir auf einen Offizier mit einem Dolmetscher. Dann sagte unser Gendarm zu dem Offizier: „Die beiden soll ich hier abliefern!“

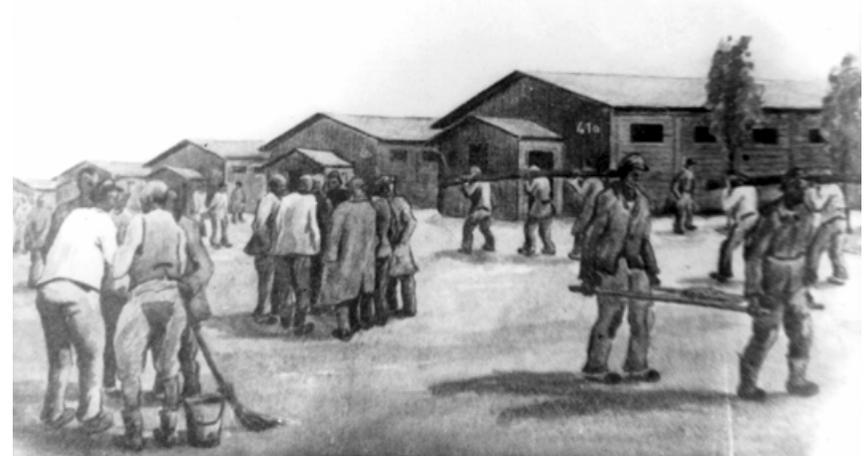
Wir waren beim NKWD in Oschersleben. Keine Rede mehr davon, daß man uns nur ein paar Fragen stellen wird. Wir wurden „abgeliefert“, und ich war nur im Schlosseranzug.

Als ich im Oktober 1945 nach Magdeburg ins Gefängnis verlegt wurde, konnte ich das meinen Eltern nicht mitteilen. Mir war es lediglich gelungen, einen Kasiber aus dem Keller zu schmuggeln. Danach gab es keine Verbindung bis ich im Dezember 1947 meine erste offizielle Nachricht schicken durfte. Für meine Eltern muß das eine fürchterliche Qual gewesen sein.

Inzwischen war es November geworden, und ohne Unterhemd war es mir in meinem dünnen Schlosseranzug empfindlich kalt. Durch Bewegung konnte ich

mich am Tage noch einigermaßen warmhalten. Am schlimmsten waren immer die Nächte. An das Licht, welches die ganze Nacht brannte, hatte ich mich schon im NKWD-Keller in Oschersleben gewöhnt.

Es war um den 10. November 1945, als ein Transport zusammengestellt wurde. Die Fahrt in dem Viehwagen endete in Neuburxdorf. Auf dem kleinen Bahnhof stiegen wir aus und hatten noch ein paar Kilometer bis in das Lager nach Mühlberg/Elbe zu laufen. Der Weg dorthin war grausam. Dafür sorgte die russische Wachmannschaft. Die Fassade des Lagers mit seinem großen Tor kam mir bekannt vor. Sahen so nicht die KZ-Lager der gerade verflorenen NS-Zeit aus? Bilder von den Lagern und den befreiten Häftlingen waren nach Kriegsende durch die Presse gegangen, und nun stand ich vor solch einem Tor. Soll dieses schlimme Treiben nun mit uns eine Fortsetzung erfahren? Die Posten lassen keinen Zweifel aufkommen, wo es hier langgeht. So muß die SS mit den vorherigen Insassen wohl auch umgegangen sein. Das ließ für die Zukunft nichts Gutes verheißen. Dazu noch die Hunde, die mit den Posten um die Wette kläfften. Das war für mich eine neue, keineswegs angenehme oder beruhigende Erfahrung. Aus den Berichten, die ich inzwischen über KZ-Lager, aber auch über Lager in der Sowjetunion kannte,



malte ich mir aus, was mich in diesem Lager erwartete. Ein wenig war ich aber erleichtert, daß man uns nicht, wie befürchtet, in die Sowjetunion transportiert hatte.

Als der ganze Zug im Lager war, wurde das Lagertor verschlossen. Das Kommando hatte eine deutsche Lagerleitung, die an roten Armbinden erkenntlich war. Nur ein paar sowjetische Offiziere waren dabei, als wir auf die Baracken verteilt wurden, jeweils 250 für einen Barackenteil. Ich kam in eine Baracke, deren Eingang zur Lagerstraße lag. Durch einen kleinen Windfang gelangte man in einen großen Raum. An den Seiten befanden sich doppelstöckige Pritschen aus Holz und über ihnen kleine Fenster, die nur wenig Licht spendeten. In der Mitte stand eine herdartige Heizung, deren langer, gemauerter Abzug in einem Schornstein etwa in der Mitte der Baracke mündete und die Baracke wie eine Mauer in zwei Hälften aufteilte.

Als nächstes erfolgte die Aufteilung auf die Schlafplätze. Wir wurden aufgefordert, uns nebeneinander auf die Holzpritschen zu setzen. Den Älteren überließen wir die untere Etage. Die etwas jüngeren kletterten über die vorhandenen Leitern in die obere Etage. Ich erwischte einen Platz an einem Fenster. Die ehemals großen Fenster waren bis zur oberen Etage zugenagelt, so daß oben nur noch eine kleine Luke übrigblieb. Bei unseren Vorgängern war sicher mehr Licht in die Baracke gekommen. So aber herrschte immer ein trübes Dämmerlicht in dem kalten Raum. Unser Leben stand jetzt unter dem Motto „Keiner soll hungern, ohne im Dunkeln zu frieren“. Wir hatten uns auf die Bretter der Kopfstütze gesetzt und saßen dort wie die Hühner auf der Stange. Bei einer Liegeprobe wurde uns klar, daß es verdammt eng wird. Ein Umdrehen, ohne den Nachbarn zu berühren, war nicht möglich. Sollten wir, wie im Keller auf dem blanken Holz schlafen müssen, dann müßten wir uns in einer Nacht sehr häufig umdrehen. Niemand hält es längere Zeit auf solch einer harten Unterlage aus. An Schlaf wird da nicht viel zu denken sein, denn wenn man gerade wieder schläft, nachdem man eine neue Position eingenommen hat, dann korrigiert der Nachbar seine Lage und schon ist man wieder wach. Ob es wenigstens Decken gibt? Auch kann ich mir nicht meine Jacke als Polster unter den Kopf legen, denn ich habe nicht einmal ein Hemd an. Zeit zum Überlegen lassen uns die Flöhe nicht. Mein Blut scheinen sie nicht zu mögen. Unaufhörlich kriechen sie aber an mir herum, so daß ich mich dauernd kratzen muß. Alle sind mit der Floh jagt beschäftigt. Das können ja „bewegte“ Nächte werden. Eine ganze Weile warten wir schon wie es nun weitergeht, da sehe ich Karl Rauhe in die Baracke kommen. Offensichtlich sucht er mich, und ich steige von meinem „Bett“ herunter, um ihm entgegenzugehen. Er gibt mir eine total verbeulte und verrostete Blechdose. „Sohnemann“ sagte er, mein Vater könnte er dem Alter nach sein, „Hier hast Du ein Eßgeschirr, denn von der Lagerleitung bekommt niemand eins.“ Diese Büchse hatte er bei einem Arbeitskommando aus einer Latrine gefischt. Er hat sie mit Sand gründlich gescheuert und einen

Drahtbügel zum Tragen befestigt. Vom ihm erfuhr ich, daß dieses Lager ein Kriegsgefangenenlager für überwiegend westalliierte Gefangene war, die ihre leeren Verpflegungsbüchsen in die Latrinen geworfen hatten. Uns dienten sie jetzt, mit Sand geschruppt, als Eßgefäß.

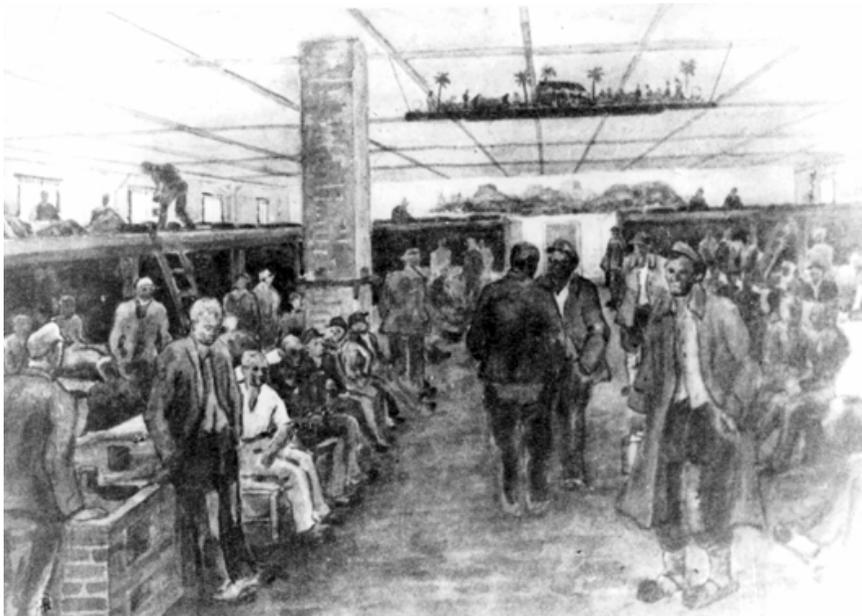
Wir hatten kein Gepäck, nur was wir auf dem Leibe trugen, gehörte uns. Außer mir hatten noch einige andere das Glück, eine Blechdose geschenkt zu bekommen. In den nächsten Tagen wurden solche Büchsen bereits gegen eine Brotration gehandelt. Einen Löffel hatte aber niemand. Das mit dem Eßgeschirr wird bestimmt noch geregelt, glaubten wir. Aus alten Wehrmachtsbeständen wird noch genügend davon vorhanden sein, und bestimmt gibt es noch einen Strohsack und auch eine Decke.

Zunächst aber mußten wir zu einem „Zählappell“ antreten. Davon sollten noch viele folgen. Bei dieser Gelegenheit wurde unsere „Kompaniebezeichnung“ bekannt gegeben und unser „Kompanieführer“ vorgestellt. Es ging kurz und militärisch zu. Danach konnten wir wieder auf unsere Plätze zurück, denn nun wußten wir, daß wir „allen Anordnungen“ unbedingt Folge zu leisten hatten. Nach einer Weile erschien ein „Melder“ und rief, wie selbstverständlich, „Essenholer raustreten!“ Freiwillige fanden sich dazu genug. Nach einer halben Stunde kamen sie mit Essenkübeln, gefüllte mit Suppe, und stellten sie in die Baracke. Ein von der Lagerleitung Eingesetzter stand mit seiner Kelle bereit und forderte zum „Essenempfang“ auf. „Antreten zum Essenempfang“, das klingt zunächst einmal gut, aber womit? Nur wenige hatten eine Büchse, so wie ich. Wir wurden uns einig. Zuerst gingen die „Besitzer“ einer Büchse und empfingen ihren Schlag Brühe, denn von Suppe konnte keine Rede sein. Dazu brauchte auch niemand einen Löffel, denn der halbe Liter heißes Kartoffelwasser war schnell ausgetrunken und die Büchse an den nächsten weitergegeben. An ein Abwaschen war zwischendurch nicht zu denken. Das machten wir in der folgenden Zeit auch nie, wir wischten unsere Büchse mit dem Finger aus. Dieser Tag ging zu Ende. Die erste Nacht im neuen „Heim“. Was man in dieser Nacht träumt, das geht in Erfüllung. Wir kamen nicht zum träumen. Als Unterlage oder zum Zudecken erhielten wir nichts. So legten wir uns auf das blanke Holz. Wie die Heringe lagen wir da, nur nicht so ruhig. Alle hatten wir die gleiche Beschäftigung: Flöhe fangen. So verging die Nacht sehr kurzweilig. Die nächsten Tage und Nächte verliefen so wie der erste Tag und die erste schlimme Nacht.

Eines Tages erhielt ich von der Lagerleitung einen Sakko. Sicher stammte er von einem Verstorbenen, doch für mich war er wie ein Weihnachtsgeschenk. Nun konnte ich mich damit nachts zudecken, und auch am Tage brauchte ich nicht mehr so zu frieren. Immer häufiger hörten wir von Fällern, wo die Posten bei den Außenkommandos Oberbekleidung der Gefangenen wegnahmen. Vor allem gute Wintermäntel und Joppen, aber auch Stiefel und Schuhe hatten es ihnen angetan, und selbst vor Hosen machten sie nicht halt. Die Bestohlenen gingen dann oftmals ohne Ersatz ins Lager zurück, sie waren der Willkür der

Posten völlig ausgeliefert. Als „Gegenmaßnahme“ wurden Kleidungsstücke „getarnt“. Nähadeln hatten findige Handwerker aus Leitungsdrähten bereits hergestellt. Da wurde eben an auffälliger Stelle ein Dreieck in das Kleidungsstück gerissen und mit einem möglichst dicken und auffälligen Faden wieder zugenäht. In Ermangelung von Nadel und Faden wurde einfach mit Draht geflickt. Andere nähten sich einfach einen andersfarbigen Flicker auf die Hose oder den Mantel. Mit einigermaßen guten Schuhen ging niemand mehr vor das Lagertor.

Nicht nur Erwachsene waren in diesem Lager. Mehrere hundert Kinder und Jugendliche im Alter von 12 bis 16 Jahren waren hier vorwiegend wegen Verwurfsverdacht eingesperrt. Die Lagerleitung legte sie in einer Baracke zusammen, und es gründete sich daraus die „VEMMAG“, die „Vereinigte Mühlberger Müllabfuhr Gesellschaft“, denn diese Kinderkom-



panie wurde hauptsächlich mit der Müllabfuhr beschäftigt. Mit ihren zweirädrigen Kübelwagen erfüllten sie vielerlei Transportaufgaben und es ging dabei meistens lustig zu. Die Kinder vergaßen über dem Spaß, den sie bei ihrer Beschäftigung hatten, ein wenig ihr schlimmes Schicksal.

Mir ging es immer noch relativ gut. Inzwischen hatte ich eine regelmäßige Beschäftigung gefunden. Ich trainierte mit noch drei anderen Jugendlichen für einen Auftritt im Theater. Bei einem zufälligem Gespräch hat uns der Intendant des Theaters „entdeckt“ und auf Verdacht „engagiert“. Etwas Akrobatisches

fehlte noch im Programm. Unsere Vorbildung im Turnen kam uns dabei gelegen, so daß wir eine Parterreakrobatik erarbeiten konnten.

Im Sommer 1946 hatte sich das Leben im Lager eingespielt. Unsere Kleidung wurde immer verschlissener, denn wir hatten sie Tag und Nacht auf dem Körper. Ein Gang zum Friseur war ab und zu mal möglich. Mein Bart wuchs zum Glück noch nicht so wild. Ein Jahr ohne Seife, ohne jegliches Papier. Das wurde durch einen „Toilettenlappen“ ersetzt. Den konnte man nach dem Auswaschen wieder benutzen. Ein Jahr mit Flöhen. Ein Jahr mit Parolen, mit Hoffnungen und Enttäuschungen.

In diesem Jahr wurden wir auch kriminaltechnisch erfaßt. Wie bei einem Verbrecher wurden in einer Kartei alle Fingerabdrücke aufgenommen. Sonst tat sich in Bezug auf eine Schuldzuweisung oder Anklage nichts, man ließ uns weiter im Ungewissen. Die Frage „Wie lange noch?“ blieb unbeantwortet. Wie lange es auch dauern würde, ich wollte es schaffen, und der Sport würde mir dabei helfen.

Mehr trainieren konnten wir bei der schlechten Verpflegung aber nicht. Viele, eigentlich Lazarettfähige, lagen den ganzen Tag auf dem blanken Holz und sträubten sich, ins Lazarett gebracht zu werden. Sie fürchteten, dann noch schneller auf der Totenlade zu liegen. So lange wie möglich wollten sie bei ihren Bekannten bleiben. Trotz solcher „Verweigerungen“ mußte der Lazarettbereich beträchtlich erweitert werden. Es wurden separate Dystrophikerbaracken eingerichtet. „Dystrophie“ gehörte nicht nur zu unserer Umgangssprache, es war eine Massenerscheinung. Wer sich jetzt nicht in der Gewalt behielt, wer sich gehen ließ, der fiel ganz schnell und über seinen Körper wurde nur noch eine Schaufel Chlorkalk gestreut. Es betraf viele, zu viele, von denen wir Abschied nehmen mußten, und dieses „Abschiednehmen“ wurde immer weniger emotional. Irgendwann wären auch wir an der Reihe, denn der einsetzende Winter verschlechterte unsere Situation in den kalten Baracken. Wir Akrobaten nutzten deshalb die Gelegenheit, uns so lange wie möglich im warmen „Theater“ aufzuhalten. Das Lager starb nun aber deshalb nicht aus, denn es kamen immer wieder kleine und größere Transporte aus anderen Lagern hinzu. Für „Nachschub“ wurde ausreichend gesorgt. Blieb nur die Frage, ob die „zwölf Morgen“ für die „Abgänge“ noch lange ausreichen würden.

Im Januar 1947 geschah etwas Außergewöhnliches, eine Ärztekommision untersuchte uns. Das riecht nach Entlassung, dachten wir sofort. Da standen die schwächlichen Gestalten zur „Fleischschau“. Die Ärztin griff jeden in sein Sitzfleisch und muß das meine als noch ausreichend befunden haben. Daraufhin kamen wir auf diese Weise „Herausgegriffenen“ in eine Sonderbaracke. Es hieß, wir befänden uns in Quarantäne. Nun ging das Rätselraten los, und die Gerüchte holten sich gegenseitig ein. Ganz offensichtlich waren wir als noch kräftig ausgesucht. Wird man uns nun auch als Erste entlassen und füttert die

anderen erst noch eine Weile, bis sie so „stark“ sind wie wir? Solche Wunschvorstellungen hatten wir durchaus, aber nicht lange.

Schon bald begann die Einkleidung. Wir erhielten Unterwäsche. Unsere alte, die wir bis dahin Tag und Nacht getragen hatten, waren wir los. Als Oberbekleidung verpaßte man uns wattierte Tarnkleidung aus Wehrmachtsbeständen, dazu ein paar deutsche Wehrmachtsfilzstiefel und ein Paar dickgefütterte Fausthandschuhe. Für den Kopf gab es, ebenfalls aus Wehrmachtsbeständen, eine Pelzmütze. Mit dieser Ausstaffierung will man uns bestimmt nicht entlassen. Diese Illusion war geplatzt, der „Pelzmützentransport“ war perfekt. Eigentlich sahen wir in unseren Uniformen ganz manierlich aus, und als wir dann auch noch eine Eßschüssel und einen Löffel bekamen, da begann für uns die „Kultura“. Der Löffel war ein Prachtstück, eigentlich viel zu schade, um damit Suppe zu löffeln, ein typisch russischer runder Holzlöffel, bunt bemalt und lackiert. Er wäre ein Blickfang für jede Vitrine gewesen. Wenn man uns so einkleidet, dann braucht man uns noch, und wenn man uns noch braucht, dann kann es nicht schlechter werden, als hier auf den Tod zu warten. So oder ähnlich redeten wir uns gegenseitig Mut zu. Wir entflohen zwar dieser Hölle, wohin uns der Teufel aber bringen wollte, das konnten wir nur ahnen. Während sich Gerüchte hielten, daß es in den Süden der Sowjetunion geht, glaubten die Meisten jedoch an Sibirien. Sibirien, schon wegen der Kleidung.

Durch Polen kamen wir nicht sehr zügig voran. Immer wieder gab es längere Haltezeiten. Das Gleissystem wird wegen der Kriegszerstörungen überlastet sein, und der Russe karret alles weg, was nicht niet- und nagelfest ist, als Reparationsleistung in die Sowjetunion. Dienen wir dem gleichen Zweck? An meinem Geburtstag fuhren wir durch Warschau. Da ich die kyrillischen Buchstaben lesen konnte, wußte ich, wo der Zug entlang fuhr. Als wir Ufa passierten, waren alle südlichen Träume dahin. Wir verließen Europa und würden irgendwo in Sibirien landen. Tagelang führte die Strecke durch Wald, immer nur Wald. Wir fuhren auf der transsibirischen Bahnstrecke durch die Taiga. Es war sehr kalt und Schnee gab es hier in solchen Mengen, wie wir ihn noch nie gesehen hatten. Unser Eifer bei der Kohlenübernahme in Frankfurt hatte sich gelohnt, denn wir brauchten unseren Ofen nicht ausgehen zu lassen, und was sehr wichtig war, wir konnten uns jeden Tag Schnee schmelzen. Nach 33 Tagen waren wir am Bestimmungsort angekommen. Etwa eine Stunde nach dem Halt entwickelte sich draußen ein lebhaftes Treiben. Zu dem Stimmengewirr gesellte sich das Kläffen von Hunden. Vor uns werden die Türen bereits aufgeschoben und es ertönt das uns schon bekannte „dawaj, dawaj“. Nun aber schnell in die Stiefel, die Jacke zugeknöpft, Mütze, Handschuh, Schüssel, Löffel, nur nichts liegenlassen. Dann wird unsere Tür aufgeschoben. Vor uns hat sich eine Postenkette aufgestellt, als gelte es einen Ausbruch zu verhindern. Wer sollte aber von hier weglaufen? Niemand weiß, wo wir ausgeladen werden. Mit „dawaj, dawaj, Faschist“ werden wir aus dem Waggon „gebeten“. Das klang uns bekannt. Als Faschisten werden wir hier in Empfang genom-

men. Man hat uns entsprechend avisiert. Eintausend, vom langen Liegen erschlafte und von der hektischen Reaktion der Wachmannschaft verstörte politische Gefangene nehmen im hohen Schnee, neben dem Zug Aufstellung in einer Marschformation. Es ist kein angenehmes Gefühl, den Haßtiraden und Willkürlichkeiten so junger Soldaten ausgesetzt zu sein, absolut wehrlos und unendlich weit von der Heimat und jeglichem Recht. Einerseits waren wir froh, am Ziel zu sein. Die Ungewißheit, wohin es geht, die war vorbei. Nach Workuta hat man uns nicht gebracht. Es hätte noch schlimmer kommen können. Andererseits sind die meisten von uns, ohne verurteilt zu sein, bereits 18 Monate in Haft, und bis hierher wird man uns nicht gebracht haben, um uns bald zu entlassen. Solche Gedanken schmerzen, aber wir müssen uns auf die Realität konzentrieren, und die gebietet, sich richtig einzuordnen, um den Angriffen der Wachmannschaft zu entgehen. Als wir uns zum Abmarsch formiert hatten, sahen wir, wie ein Trauerzug zu einem Begräbnis über eine Brücke zog. Über die gleiche Brücke, nur weniger leise, wurden wir dann wenig später von unserer aggressiven Wachmannschaft als trauriger Zug getrieben. Werden wir jemals den Weg über diese Brücke wieder zurückgehen, um mit einem Zug nach Hause zu fahren, oder wird man uns eines Tages auch dorthin transportieren, wo vor uns der Trauerzug hinzog?

In der ersten Nacht haben wir vor Kälte kaum geschlafen, und für Bewegung sorgten viele kleine Mitbewohner, die bei uns ihren Hunger stillen wollten. In Mühlberg hatte wir das mit den Flöhen schon durchgemacht. Hier handelte es sich um Wanzen, die ich vorher noch nicht gekannt hatte. Vor dem Angriff waren sie so platt wie ein Stück Papier. Nach dem Auftanken hatten sie sich in einen einzigen Blutstropfen verwandelt, der bei Berührung zerplatzte und einen bestialischen Gestank verbreitete. Sie griffen uns von allen Seiten an. Aus dem Bettgestell kommend, suchten sie sich bevorzugt die Nackengegend aus. Sie kamen aber auch als „Sturzbomber“ von der Decke des Raumes.

Am nächsten Tag gab es wieder die uns schon bekannte Untersuchung. Diesmal ging es nicht um die Transport- sondern um die „Schachtfähigkeit“. Wir befanden uns im Kusnetzker Kohlengebiet in Mittelsibirien. Ich kam in die Gruppe der Bergarbeiter. Wir wurden entsprechend des 3-Schichtsystems in drei Kompanien eingeteilt. In vielen Dingen waren wir jetzt besser dran als in Mühlberg. Jeder hatte sein eigenes Bett mit Matratze und Decke. Alle waren wir ordentlich gekleidet, und außerdem hatten wir in Form von russischen Zeitungen sogar Klopapier. Ob es besser war, die Flöhe gegen Wanzen einzutauschen, mußte sich erst noch herausstellen. Auch die kleinere Wohneinheit, wir waren nur 16 Personen im Zimmer, war erträglicher als die Baracke in Mühlberg. Wir machten uns aber etwas vor, das wußten wir erst später.

Das Jahr ging seinem Ende entgegen, und wenn die Weihnachtszeit kommt, rückt unwillkürlich die Familie näher. Trotz allem hat man doch immer noch die Hoffnung, daß die Gefangenschaft einmal ein Ende hat. Gerade Weihnachten

Als der Sommer zu Ende war, und der Winter sich bereits wieder angemeldet hatte, wurden wir nach Prokopiewsk verlegt.

Das Erfreulichste bei dieser Arbeitsstelle war, daß ich frei ohne Wachposten gehen konnte. Einerseits war das schon sehr angenehm, auf der anderen Seite waren aber meine Befürchtungen, daß ich mich an die „Freiheit“ hier in Sibirien gewöhnen sollte. Es gab aber das Gerücht, daß die Hitlerjugend im Nürnberger Prozeß freigesprochen worden war, daß die Angehörigen dieser Organisation, sofern sie sich nicht individuell schuldig gemacht haben, straffrei ausgehen. Das traf alles für mich zu: In der Partei war ich nicht, auch nicht bei der Waffen-SS, und einen Schaden habe ich persönlich niemanden zugefügt. Mir wurde überhaupt kein Verhaftungsgrund genannt.

Dann geschah das so lange Erwartete unerwartet schnell. Zunächst noch ein Gerücht, dann aber amtlich: Es geht nach Hause. Erleben wir die Temperaturveränderungen noch als einen „Sturz“, den wir als angenehm wahrgenommen hatten, versetzte uns diese Nachricht in ein Stimmungshoch. Nun war kaum noch ein Gedanke richtig zu fassen. Zuerst redeten wir viel miteinander, dann gingen wir uns aber bald weitestgehend aus dem Weg, um unseren eigenen Gedanken nachzuhängen. Je länger es dauerte, um so ruhiger wurden wir. Nach so vielen enttäuschten Hoffnungen, plagte uns nun doch die Skepsis.

Erst als wir unsere bisherige Kleidung abgeben mußten und dafür eine wattierte Hose sowie eine blaue Wattejacke und ein paar hohe Schnürstiefel erhielten, wagten wir etwas mehr an eine Heimreise zu glauben. (...)

Am späten Nachmittag kommen wir an. Der Bahnsteig ist voller Menschen. Einige haben Schilder mit Angaben über ihre Verwandten. Die erste Frage: „Wo kommt ihr her?“ Dann die dringlichen, bohrenden Fragen nach dem Mann, auf den sie hier warten. Wie lange schon, und wie lange noch? Sie zeigen immer wieder ein Bild und nennen die Einheiten, in denen er bei Kriegsende Soldat war. In unserem Transport sind aber nur wenige Kriegsgefangene. Wir sind fast alle Zivilinternierte, eben die „Mühlberger“. Eine Frau, sie könnte dem Alter nach meine Mutter sein, kommt auf mich zu und fragt: „Junge, was wolltet sie denn von Dir, Du bist doch erst 18?“ Ich sehe wohl immer noch ziemlich jung aus. Ich bin inzwischen 24 Jahre alt, meine Jugend habe ich in den Lagern gelassen, stellvertretend für die Deutschen, die uns diesen Schlammassel einbrockten und sich dann der Verantwortung entzogen haben. Ich habe deutsche Schuld mit 5 Jahren Demütigungen und Schinderei bezahlt. Als man mich abholte, war ich erst 19 Jahre alt.

Die Hauptsache wäre, die menschenverachtenden und -vernichtenden Methoden hätten nun wirklich ein Ende gehabt.

Ein Opfer des sowjetischen Militärtribunals

Erlebnisbericht von Ernst Ln., Jahrgang 1928

verurteilt vom SMT,
von Rußland rehabilitiert,
gemäß HHG und 1. SED-UnBerG entschädigt

Wie alle in meinem Jahrgang bin auch ich in der Schule und außerschulisch im Sinne der braunen Diktatur beeinflusst worden. Im elterlichen Haushalt, Vater war Straßenbahner, hatten sozialdemokratische Ansichten und Meinungen den Vorrang. Dies wurde mir in den Jahren 1941 bis 1944, also mit 14 bis 16 Jahren bewußt. Ich beendete die Grundschule und machte eine Lehre als Verwaltungskaufmann. Das Ende des II. Weltkrieges erlebte ich im April 1945 im westlichen Teil von Magdeburg. Die Panzer der Amerikaner mit dem weißen Stern befreiten uns von der braunen Diktatur. Es begann zögerlich der Aufbau einer demokratischen Ordnung. Viele ehemalige SPD-Mitstreiter bemühten sich, ein freies, demokratisches Leben in Gang zu bringen. Doch ab Juni 1945 wurde diesem Bemühen ein Ende gesetzt. Die Panzer mit dem weißen Stern zogen sich zurück, und die mit dem roten Stern hielten Einzug. Unmerklich, aber stetig begann die Diktatur des Kommunismus. Die aktivsten SPD-Mitglieder wurden abgelöst und durch Kommunisten ersetzt.

Mit dem Wechsel der Besatzungsmacht erfolgte schon ab 1945 die Umstrukturierung der Wirtschaft und Verwaltung. Meine damalige Arbeitsstelle wurde von Magdeburg nach Halle/S. verlegt. 1946 wurde ich an die Arbeiter- und Bauernfakultät (ABF) der Universität Halle delegiert. Diese besuchte ich bis zum 19. April 1947, dem Tag meiner Verhaftung.

In dieser Zeit begann die Siegermacht Sowjetunion, den Brüdern in der sowjetischen Besatzungszone das Letzte zu nehmen. Fabriken wurden demontiert und nach Rußland gebracht. Die Gleise der Bahn und elektrische Strecken wurden abgebaut. Sogar die E-Loks gingen den Weg nach Osten, obgleich sie in der Sowjetunion nicht eingesetzt werden konnten.

All' das hat mich geprägt. In dieser Zeit entstanden Verse und Reime, die zu Papier gebracht wurden und unter Kommilitonen und Bekannten zum Besten gegeben wurden. Auch ich war daran beteiligt. Irgend jemand hat dieses dem NKWD berichtet, und für mich begann damit ein schwerer Lebensabschnitt. Wenn ich diese Zeilen schreibe, liegt das Geschehen fast 5 Jahrzehnte zurück. 40 Jahre lang wurde über diese Zeit geschwiegen. Selbst im Familienkreis wurde darüber nicht gesprochen. Jeglicher Kontakt zu ehemaligen Leidensgefährten wurde auf einem Minimum gehalten, um der Stasi keine Handhabe zu geben.

Es geschah im April 1947, als ich durch einen deutschen Verräter an den NKWD, der politischen Polizei der sowjetischen Besatzungsmacht, ausgeliefert wurde. Man schaffte mich in den berüchtigten „Roten Ochsen“ in Halle. Zu diesem Zeitpunkt war mir noch nicht bewußt, weshalb dies erfolgte. Man gab mir

darüber keine Auskunft. Die Haftzeit begann mit Einzelhaft einschließlich „Sonderbehandlung“, Naßzelle, Dunkelhaft, Essenentzug. Zu den sogenannten Vernehmungen gehörten Mißhandlungen durch Schlagen und Treten in alle Körperteile. Oft wußte ich nicht, wie ich wieder in meine Zelle gekommen bin. In dieser Zeit habe ich den größten Teil meines Gebisses verloren, und die Grundlage für mein Magenleiden wurde gelegt.

Es war grauenhaft und unmenschlich. Wie konnte man so etwas überleben?!

Erst nach Wochen sagte man mir, daß ich wegen antisowjetischer Propaganda und Flugblattverteilung an der Uni Halle inhaftiert sei und durch ein sowjetisches Militärtribunal (SMT) verurteilt würde. Das Gericht bestand aus einer Person, die mir mitteilte, daß ich zu 10 Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt sei. Die Möglichkeit einer Verteidigung durch einen Rechtsanwalt oder einen anderen Beistand gab es nicht.

Mitte August 1947 wurde ich mit weiteren Häftlingen in einen Güterwagen verfrachtet. Wir waren 30 - 40 Häftlinge in einem Waggon. Einer von ihnen starb unterwegs. Essen und Trinken gab es nicht. Nach 2 Tagen waren wir am Ziel:

Sachsenhausen! - Ein Stück Land in Deutschland, das viel Not, Leid und Tod gesehen hat. Tränen- und blutgetränkt ist an dieser Stelle der märkische Sand.

Das ehemalige KZ-Lager der Faschisten wurde von der roten Diktatur weiter genutzt. Jetzt hieß es „Sonderlager des NKWD“.

Ich kam in die zweite Zone des Lagers. Hier waren die Häftlinge in sogenannten Blöcken untergebracht. Diese bestanden aus jeweils 2 Baracken. Ich kam in die Baracke 41. Umgeben waren die beiden Holzbaracken mit einer 3 Meter hohen Mauer. Als Eingang diente eine normale Tür von 80 cm Breite. Durch diese Tür lief das gesamte Leben der beiden Baracken, von der Einlieferung über die Bereitstellung der kargen Verpflegung bis hin zum Abtransport der Verstorbenen.

Durchschnittlich waren die Baracken mit 350 bis 400 Häftlingen belegt. Es gab Holzgestelle mit drei Etagen als Schlafeinrichtung ohne Unterlagen. Der lange schmale Tisch und die Holzbänke reichten nicht für alle. Eine Woldecke, ob Sommer oder Winter, wurde wie ein Heiligtum behandelt. Karge und eintönige Ernährung, mangelhafte Bekleidung, kaum Heizmaterial und Decken führten zu einer hohen Sterblichkeitsrate, besonders im Winter. Nachts lagen wir eng zusammen, wie die Sprotten, um den Wärmeschutz der vorhandenen Decken optimal zu nutzen. Umgedreht haben wir uns auf Kommando. Wanzen, Läuse und Ratten waren eine Plage. Oft wurden Verstorbene nachts von Ratten angenagt. Wir waren so abgestumpft, daß wir das als normal empfanden.

Das Essen war zum Leben zu wenig und zum Sterben zuviel. Die Verpflegung, die in verzinkten Aschenkübeln in die Baracken gebracht wurde, bestand aus:

Zweimal täglich Suppe, wochenlang nur aus Hirse oder Grütze, Graupen mit Kartoffeln, dann gab es wochenlang nur Kohl mit Kartoffeln oder Kartoffeln mit Kohl.

Einmal am Tag erhielten wir ca. 50 g Brot, dazu Tee oder Kaffee.

Unterschiede am Sonntag oder Feiertag gab es nicht.

Bis Mitte 1949 bestanden keine Kontakte zur Außenwelt. Dann erhielten wir zensierte Zeitungen, durften unseren Angehörigen schreiben und einmal Post erhalten.

Im Lager herrschte die Tuberkulose. Auch ich wurde davon nicht verschont. Die medizinische Betreuung erfolgte durch Mithäftlinge, denen aber keine medizinischen Einrichtungen zur Verfügung standen. Es gab nicht einmal eine Krankenstation in der zweiten Zone. Ich wog bei einer Größe von 174 cm ca. 48 Kilogramm.

Im Januar 1950 erfolgte unsere Auslieferung an die DDR-Organen. Der Transport in Viehwagen nach Torgau war ähnlich wie der von Halle nach Sachsenhausen. Die Bewacher waren so geschult, daß sie uns wie Schwerverbrecher behandelten. Auch dieser Transport bei großer Kälte dauerte 30 Stunden. Wieder wurde während der Fahrt der Waggon nicht geöffnet. Ich erinnere mich noch an den Weg vom Bahnhof Torgau zum Fort Zinna. Die Straßen waren menschenleer, sicherlich abgesperrt. In Holzschuhen, zerrissener Bekleidung, einen leeren Strohsack unter dem Arm, so stolperten wir durch die Straßen. Die Bewacher hatten die Gewehre im Anschlag und gingen dicht an dicht.

Hier begann nun für fast 2 Jahre eine schreckliche Zeit. Das Wachpersonal setzte sich aus ehemaligen KZ-Häftlingen und aufgehetzten Jungkommunisten zusammen. Für diesen Personenkreis waren wir faschistische Verbrecher.

Sie veranstalteten mit uns sogenannte „Kristallnächte“. Dabei wurden wir Häftlinge des nachts aus den Zellen getrieben und mit Gummiknüppeln und Stahlruten über die engen Zellengänge und Treppen getrieben. Dabei kam es zu Verletzungen, die noch heute bei mir und anderen Häftlingen fortwirken.

Ende 1951 wurden die Anstaltsleitung und das Wachpersonal ausgewechselt. Danach wurde die Behandlung etwas humaner. Drei bis vier Häftlinge waren in einer Normalzelle, die für einen Häftling gedacht waren. Schon dadurch entstanden Spannungen zwischen den Häftlingen. Hinzu kam noch, daß es keinerlei Beschäftigung gab. Freigang war auch nicht immer erlaubt und hing von den jeweiligen Aufsichtführenden ab.

Ab Mitte 1953 gab es bei „guter Führung“ Brief- und Besuchserlaubnis. Diese wurde willkürlich erteilt. So konnte mich meine Mutter erstmalig nach 6 Jahren besuchen. Aber sie erkannte ihren Sohn nicht.

Nach der Entlassung im Januar 1954 begann erneut ein Kampf ums Überleben. Gesundheitlich angeschlagen wurde ich im Kreise meiner Familie aufgenommen und wieder langsam aufgepäppelt. Arbeit bekam ich in einem kleinen genossenschaftlichen Betrieb, dessen Leiter über mein Schicksal informiert war. Erst 1963 wechselte ich in einen volkseigenen Betrieb, der noch nicht politisch geleitet wurde. Hier bekam ich Unterstützung für ein Fachschul-Fernstudium. Aufgrund des polizeilichen Führungszeugnisses konnte ich aber erst im zweiten Anlauf mit dem Studium beginnen. Erst Anfang der 80er Jahre, als der Betrieb einem Kombinat zugeordnet wurde, gab es einen politischen Leiter, den Kombinatdirektor. Er war kein Fachmann, aber politisch zuverlässig und ein IM der Stasi. Das führte für mich zu Spannungen und Benachteiligungen.

Mit dem Sturz des SED-Regimes begann ein neuer Abschnitt in meinem Leben. Der angebotene Vorruhestand kam mir im Alter von 63 Jahren entgegen, da mein Gesundheitszustand nach einer Magenoperation und der Diabetes nicht der beste war.

Mit Hilfe der Botschaft der Bundesrepublik in Moskau erhielt ich meine Rehabilitation. Nach dem Häftlingshilfegesetz (HHG) und dem 1. SED-Unrechtsbereinigungsgesetz (1. SED-UnBerG) habe ich eine Entschädigung erhalten.

Trotz der positiven Entwicklung gibt es auch negative Erfahrungen. So tut sich das Versorgungsamt Magdeburg mit der Anerkennung meiner Haftfolgeschäden sehr schwer. Den Mitarbeitern ist es unverständlich, daß ich in der DDR-Zeit den Medizinern darüber keine Angaben gemacht habe!?

Ich hoffe, daß es nie wieder eine Gewaltherrschaft in Deutschland gibt. Kommunismus bedeutet Diktatur und Unterdrückung.



ГЕНЕРАЛЬНАЯ
ПРОКУРАТУРА
Российской Федерации
103793 ГСП, Москва, К-9
Пушкинская, 15-а

05 июля 1993, № 13/4-1037-92

СПРАВКА О РЕАБИЛИТАЦИИ

Гр-н [REDACTED] Эрнст

Год и место рождения 1928, гор.Магдебург

Место жительства до ареста гор.Галле, Безенерштрассе, 6

Место работы и должность /род занятий/ до ареста Студент
подготовительного отделения Университета в гор.Галле

Когда и каким органом осужден /репрессирован/ Арестован
14 апреля 1947 года. Военным трибуналом земли Саксония 19 июля
1947 года на основании

Квалификация содеянного и мера наказания /основная и дополни-
тельная/ ст.58-10 ч.П УК РСФСР осужден к лишению свободы в
исправительно-трудовом лагере сроком на 10 (десять) лет. Опреде-
лением Военной коллегии Верховного суда СССР от 9 июня 1953 го-
да досрочно освобожден.

На основании ст.ст. 3 и 5 Закона РСФСР "О реабилитации
жертв политических репрессий" от 18 октября 1991 года

гр-н [REDACTED] Эрнст реабилитирован.

Помощник Генерального
прокурора Российской Федерации



Г.Ф.Весновская

Gedanken in die Vergangenheit

Erlebnisbericht von A.-G. B., Jahrgang 1929

verurteilt vom Bezirksgericht Potsdam,
rehabilitiert,
gemäß HHG und 1. SED-UnBerG entschädigt

Jahreswechsel 1944/45. Wenn das alte Jahr scheidet und das neue anbricht, geschieht das in der Regel mit Böllerschüssen und Glockengeläut. Auf Schüsse konnten wir verzichten, denn der unglückselige Krieg dauerte ohnehin schon zu lange. Gegen Glockenklänge hätten wir nichts einzuwenden gehabt. Doch wo keine sind, können keine läuten. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie die Glocken von den Kirchtürmen meiner Heimatstadt Oppeln (Oberschlesien) heruntergeholt wurden. Eingeschmolzen wurden sie, um Kanonen daraus zu gießen.

Mitte Januar 1945 mußten wir Oppeln verlassen. Wir sollten nicht so viel Gepäck mitnehmen, da wir nur für ein paar Wochen evakuiert würden. Es kam anders. Ich sah meine Heimat erst nach 48 Jahren wieder.

Meine in Oppeln begonnene Lehre als technischer Zeichner konnte ich nicht fortsetzen. Arbeit und Brot waren die wichtigsten Begriffe. Arbeit gab es in Hülle und Fülle. Es war ja alles kaputt. Brot war allerdings teuer. Wer nichts zu tauschen hatte, hatte auch nichts zu essen. Lebensmittel waren rationiert. Die nichtarbeitende Bevölkerung bekam die Hungerkarte 6. 100 Gramm Brot am Tag, das ist eine stärkere Scheibe. In meiner Familie war ich der einzige Arbeitsfähige. 16 Jahre war ich alt und hatte mehr Hunger als Kraft.

Ich bekam Arbeit beim Förderbrückenbau in Lauchhammer und erhielt dort als Montagehilfsschlosser die Schwerstarbeiterkarte. Dort geschah ein Unglück. Mein Fuß wurde vom Kran zerquetscht und blieb gelähmt.

Als ich mich wieder einigermaßen erholt hatte, kaufte ich mir ein Fahrrad. Eines Tages überfielen mich auf dem Weg zur Arbeit Russen und stahlen mir das Rad. Darüber war ich sehr erbost und beschwerte mich beim Kommandanten. Das hätte ich nicht tun sollen. Wütend sagte er: „Meine Soldaten sind keine Diebe. Das waren deutsche Banditen in Uniform.“ Ich bestand aber darauf, daß es Soldaten mit asiatischem Aussehen waren. Der Kommandant platzte fast vor Wut und bestrafte mich mit einer Zwangsverpflichtung für 3 Jahre Arbeit im Uranbergbau Aue oder bei Nichtbefolgung einem Strafverfahren wegen Verunglimpfung der Sowjetarmee.

Ich fuhr also nach Aue. Der gesamte Erzbergbau wurde von der russischen Besatzungsmacht kontrolliert. Die Atmosphäre erinnerte an die Goldgräberzeit. Rauheste Sitten herrschten da. Muttersöhnchen gingen in dieser Umgebung unter. Die Polizei war machtlos. Die Arbeitsbedingungen waren katastrophal. An Sicherheitsmaßnahmen hatte niemand gedacht. Das führte zu zahlreichen Unfällen. Auch ich blieb davon nicht verschont.

Als Erzarbeiter trug ich einen Gummischutzanzug, der mit Gelenkverstärkungen versehen war. Im linken Ellenbogen war die Naht gerissen. Ein Stückchen Erz fiel unbemerkt hinein. Als ich bei Schichtende das Grubengelände verließ und den russischen Posten passieren mußte, leuchtete die Geigerlampe auf und schrille Töne erklangen. Ich wurde sofort bis auf die Haut gefilzt. Beim Ausschütteln meiner Sachen fiel dieses Stückchen Pechblende-Erz aus dem Jackenärmel. Daraufhin wurde ich mit aufgepflanzten Bajonett zum russischen Geheimdienst gebracht. Vier Wochen war ich im Rathaus von Johannegeorgstadt eingesperrt, bei Wasser und Brot. Hausdurchsuchungen wurden bei meinen Eltern und allen meinen Verwandten und Bekannten vorgenommen. Scheinbar vermutete man dort angesammeltes Erz.

Als ich nach 4 Wochen Kerkerhaft wieder das Licht der Sonne sehen durfte, folgte bald die nächste Katastrophe.

Ein Kabelschwelbrand entstand im Schacht 31. Gase verbreiteten sich in Windeseile. Der Förderkorb war außer Betrieb. Die Menschen rannten wie besessen um ihr Leben. 180 Meter Leiter, genauer gesagt 60 Leitern á 3 Meter, immer versetzt angelegt mit sogenannten Umsteigebügeln. Wer nicht schnell genug klettern konnte, wurde überrannt oder vom Untermann heruntergerissen. Wenn die Luft knapp wird, weiß man nicht mehr, was man tut. Wieviele Menschen unten geblieben sind, weiß ich nicht. Es war so schrecklich, daß ich beschloß, nie wieder in den Berg zu fahren. Also versteckte ich mich einige Zeit.

Bei der Polizei wurden Leute gesucht. Ich sah darin den einzigen Ausweg und ging zur Polizei nach Berlin. Meine Meinung durfte ich dort nicht sagen. Es herrschte Kadavergehorsam. Ich war sehr unglücklich in dieser Zeit. - Drei Jahre jeden Tag Wache schieben!

Eines Tages erhielt ich den Auftrag, zwei Lageplanzeichnungen neu auszumessen. Als ich begann, fragte mich ein Offizier, was ich da täte. „Auftrag vom Chef.“ sagte ich. „Ich würde an Ihrer Stelle vorsichtig sein.“ „Warum denn?“ fragte ich. „Sie könnten unter gewissen Umständen der Spionage verdächtig werden.“ „Warum denn ich? Wenn schon, dann mein Chef.“ „Na ja, wenn Sie meinen. Sie werden noch einmal an meine Worte denken.“ - Wie recht er doch hatte.

Als ich meine Vermessungsarbeiten auch am angrenzenden Russenobjekt machte, welches ebenfalls mit auf die Zeichnung sollte, wurde ich von einem russischen Wachposten mit einer Maschinenpistole bedroht. Ich wurde festgehalten und mein Vorgesetzter wurde herbeigerufen. Anschließend wurde mir das Ganze als Mißverständnis erklärt, und ich sollte weitermachen.

Ich setzte also meine Vermessungsarbeiten fort. Meinem Kommandeur übergab ich dann die fertigen Zeichnungen. Er bedankte sich und sagte mir, daß ich über meine restlichen 5 Tage Urlaub sofort verfügen könne. Also beschloß ich, zu meiner Freundin nach Halle zu fahren. Ich blätterte im Kursbuch und sah, daß der nächste Zug bereits in 40 Minuten abfahren würde. Hals über Kopf packte ich alle Unterlagen, die noch auf dem Tisch lagen, in meinen Schrank und fuhr los.

Nach meiner Rückkehr stellte ich mit Schrecken fest, daß in der Zwischenzeit mein Schrank ausgeräumt worden war. Was mögen die da wohl gesucht haben? Sofort kamen mir die Worte des Offiziers während meiner Vermessungsarbeiten in Erinnerung. Plötzlich hatte ich eine Vermutung. Ich wußte nicht mehr, ob ich die Skizzen vor meiner überstürzten Abreise abgegeben hatte. Vielleicht haben sie die gesucht. Ich fror und schwitzte gleichzeitig. Die Tür ging auf, und ein Stubenkamerad trat ein und sagte, daß ich sofort zum Politkommissar kommen solle. Ja, dachte ich, jetzt geht es los. Aus dieser Mühle kommst du nicht wieder raus. Verschwinden, schnell, aber blitzschnell, wenn dir deine Freiheit lieb ist. Andererseits sagte ich mir, du hast doch nichts Böses getan. Die können dich doch gar nicht bestrafen. Nein, wirklich nicht? Gerechtigkeit, was ist das eigentlich? Hilde Benjamin, ist sie es, die Gerechtigkeit verkörpert? Hatte sie etwa aus Gerechtigkeit so viele Köpfe rollen lassen? Weg, nur schnell weg.

Es gelang mir, nach Westberlin zu fliehen. Dort wurde ich von den westlichen Alliierten vernommen. Nach 4 Wochen flog man mich nach Westdeutschland aus. Eine Zeit lang war ich im Auffanglager Friedland. Von da aus ging es nach Westfalen zu einem Bauern. Ich mußte ein halbes Jahr Unkosten abarbeiten, die durch meine Aufnahme entstanden waren. Danach arbeitete ich im Ruhrgebiet.

Inzwischen hatte der Arbeiteraufstand am 17. Juni 1953 in der DDR einige Veränderungen bewirkt. Von meiner Mutter erhielt ich einen Brief, mit einem amtlichen Schreiben, in welchem stand, daß ich schuldlos sei und wiederkommen dürfte, mir würde nichts passieren.

Als ich in Magdeburg ankam, hatte ich nicht den geringsten Verdacht, daß das schriftlich gegebene Versprechen nicht gehalten werden würde. Ich bekam sogar die Möglichkeit, an der Medizinischen Fachschule zu studieren. Ich war sehr glücklich darüber, aber nicht lange. Beim obligatorischen Politunterricht

erkannte ich meinen ehemaligen Politlehrer aus Berlin wieder und erschrak. Er aber tat so, als kenne er mich nicht. Heute weiß ich, daß er mich sehr wohl erkannt hatte.

Am 26. Februar 1954 wurde ich auf dem Weg zur Fachschule in der Hallischen Straße verhaftet. Zwei mit Ledermänteln bekleidete Typen kamen auf mich zu, fragten nach meinen Namen und gaben mir zu verstehen, daß ich verhaftet sei und daß sie bei einem Fluchtversuch schießen würden. Auf der anderen Straßenseite stand ein grauer EMW. Da mußte ich einsteigen und wurde zu der berüchtigten Stasi-Zentrale in der Walter-Rathenau-Straße gebracht.

Auf meine Fragen, was das ganze eigentlich soll, wurde ich geschlagen. Bei den Verhören wurde ich auf niedrigste Art und Weise beschimpft. Drei Tage war ich in Einzelhaft. Ich wurde häufig geschlagen und wußte nicht wofür.

In der Nacht holte man mich raus. Ich bekam eine schwarze Brille über die Augen und eine Decke über den Kopf gestülpt. Man hat mich wie einen toten Hund auf den Boden des Pkw gelegt und vier Stiefel lasteten schwer auf meinem Körper. Was habe ich denn bloß verbochen, fragte ich mich. Lieber Gott, warum hilfst du mir nicht. Wo bringen sie mich jetzt hin? Durch die zügige Fahrt merkte ich, daß wir auf der Autobahn waren.

Ich kam nach Berlin-Lichtenberg. Mein einziger Gedanke war, hier mußt du raus. Nach jeder Vernehmung wurde mir gesagt: „Du Schwein wirst sowieso erschossen. Wenn Du Glück hast, gibt es 25 Jahre. Wenn Du dein Leben retten willst, dann sage die Wahrheit. Wer also ist dein Auftraggeber? Wer hat Dich hierher geschickt?“

„Niemand,“ sagte ich, „man gab mir schriftlich Bescheid, daß ich unschuldig sei und nach Hause kommen könne.“

„Du unschuldig? Du Vaterlandsverräter? Du stinkende Sau. Wir kriegen Dich noch klein. Wir haben Zeit, sehr viel Zeit.“

Ich wußte nicht mehr, ob ich an die Gerechtigkeit Gottes oder an die Boshaftigkeit des Teufels glauben sollte. Ich wußte nur, daß ich verloren bin und nicht mehr an meine eigene Kraft glaubte. Ich bin unschuldig, sagte ich mir dann und dafür kämpfe ich, auch wenn man mich zu Tode quält.

Ich wurde nach Berlin-Hohenschönhausen überführt. Das war die Hölle, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß es anderswo schlimmer sein könnte. Von Nazibarbaren hatte ich schon gehört. Worin aber unterscheiden sich die Stasi-Schergen von denen der SS? Die Wahrheit steht auf ihrer Seite, glaubten sie. Was heißt hier Wahrheit. Ist Wahrheit die durch Schläge erzwungene Aussage schwach gewordener Menschen? Das sind Methoden, die an die Hexenverfolgung im Mittelalter erinnern. „Unterschreib!“ sagte mir der sogenannte Untersuchungsrichter. „Es ist natürlich Deine Sache. Wir zwingen Dich nicht.“ Was

sollte ich eigentlich unterschreiben? Ein Protokoll, das nicht meinen Aussagen entsprach? Es war eine Erfindung des Untersuchungsrichters. Er wollte schnell zum Ziel kommen. Hätte ich dieses Protokoll unterschrieben, wäre das mein Todesurteil gewesen.

Ich saß in einem Käfig ohne Fenster. Nur eine Schlafpritsche und einen Notdurftkübel in der Ecke. Noch mehr erniedrigen kann man einen Menschen wohl nicht. Jeder Kontakt mit anderen Häftlingen wurde unterbunden. In dem Verließ, in dem ich 5 Monate allein saß, hörte ich einmal Klopfzeichen. Ich konnte nichts damit anfangen. Der Kalfaktor schmuggelte mir einmal mit dem Essen einen Zettel in meine Zelle, auf dem die Klopfzeichenverständigung erklärt wurde. Einmal klopfen heißt „A“, kurze Pause, zweimal klopfen „B“, dreimal „C“ und so weiter. Auf diese mühselige Weise konnte man sich einigermaßen verständigen, aber man mußte äußerste Vorsicht walten lassen.

Auch schreiben war möglich. Not macht erfinderisch. Ein Stückchen Papier war manchmal irgendwie zu beschaffen, aber kein Bleistift. Das Papier wurde mit Zahnseife eingerieben. Man ließ es trocknen und konnte auf diesem Film mit dem Alulöffelstiel schreiben.

Die Vernehmungen waren täglich. Immer wieder die gleichen ermüdenden Fragen. Auch Fangfragen wurden gestellt.

Bei meinem Aufenthalt in Westdeutschland war ich in einem Dorf bei Soest/Westfalen untergebracht. Manchmal ging ich in die Stadt. Der Vernehmer fragte mich, was ich über die Stadt erzählen könnte. Als ich den Dom erwähnte, wurde er hellhörig und wollte dazu mehr erfahren. Da ich ihn aber nie betreten hatte, konnte ich dazu nichts erzählen.

„Du Lügenschwein! ...“. Bei jeder Vernehmung erwähnte er den Dom, und ich sollte ihn von innen beschreiben. Ich wußte nicht, was das ganze soll. Viel später erst erfuhr ich, was es mit dem Dom in Soest auf sich hatte. Im Keller sollte die Gehlen-Organisation einen Stützpunkt gehabt haben. Dann verstand ich erst, warum mein Vernehmer so auf den Dom fixiert war. Wehe, wenn ich dieses von ihm angefertigte Protokoll aus reiner Verzweiflung unterschrieben hätte.

Als ich nach 5 Monaten Voruntersuchung in Einzelhaft in Potsdam zu 3 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, kam ich in die Haftanstalten Cottbus und Luckau. Da war es schlimm genug, aber besser als in Hohenschönhausen. Ich war wieder unter Menschen und nicht mehr in Einzelhaft.

In meiner Zelle saß jemand, der in seinem Betrieb 12 Kohlensteine mitgenommen hatte. Für jeden Stein bekam er einen Monat, also 1 Jahr Zuchthaus. Ein anderer hatte seinem Sohn, der in Westberlin wohnte, eine Schreibmaschine zu Weihnachten geschenkt und damit einen Verstoß gegen das Gesetz

über den Innerdeutschen Handel begangen. Als er die Schreibmaschine kaufte, mußte er seinen Ausweis vorzeigen und wurde in eine Liste eingetragen. Bei einer Kontrolle kam man zu ihm und wollte die Schreibmaschine sehen. Ein Dritter war Gastwirt gewesen. Eines Tages wurde im Radio ein Fußballspiel zwischen Deutschland und der Sowjetunion übertragen. Zur Siegerehrung wurde das Deutschlandlied gespielt. Zwei Jahre Zuchthaus.

Mein Leben nach der Haftentlassung war auch ein Leidensweg. Die Sühne Maßnahmen galten 5 Jahre lang. Darunter fielen Berufsverbot, sowie Schweigepflicht über alles, was mit mir getan wurde. Meine Kinder hatten einen schweren Stand in der Schule.

Ich war zwar in Freiheit und nicht mehr umgeben von Mauern und Gittern, Richtig frei war ich nicht. Ich mißtraute überaus freundlichen Menschen und solchen, die Fragen zu meiner Vergangenheit stellten.

Dreimal fühlte ich mich im Straßenverkehr bedroht. Ein LKW bedrängte mich auf einer verkehrsarmen Nebenstraße, und ich landete beinahe im Straßengraben. Ich merkte mir die Fahrzeugnummer und meldete das der Polizei. „Diese Nummer gibt es nicht.“, sagten sie mir. Als mir das zum zweiten und dritten Mal passierte, die gleiche Antwort. Ich traute keinem Menschen mehr. Die Stasi schreckte auch vor Mord, Kindesentführung und anderen schrecklichen Dingen nicht zurück.

Der Einstellungsfragebogen nervte mich gewaltig. Vorbestraft ja oder nein? Gewerkschaftsmitglied von wann bis wann? Bei diesen Fragen wußte ich nie, wie ich darauf reagieren sollte. Schließlich hatte ich bei der Haftentlassung ein Schweigeprotokoll unterschreiben müssen. Den Fragebogen sollte ich aber wahrheitsgemäß ausfüllen. Ist das nicht ein nervenzerreibender Widerspruch?

Nach Jahren erst brach bei mir das Eis, und ich begann zu erzählen. Immer hatte ich aber dabei ein flaes Gefühl in der Magengegend. Nur allmählich verbesserte sich das Vertrauensverhältnis zwischen mir und meinen Kollegen. Die Eingliederung in den Arbeitsprozeß nach der Haftentlassung war unkompliziert, da für mich nur schlecht bezahlte Hilfsarbeiten in Frage kamen. Es gelang mir schließlich doch, mich zum Dreher zu qualifizieren. Ich arbeitete 25 Jahre im Dreischichtsystem. Aufgrund meiner großen technischen Erfahrung wurde ich Reparaturdispatcher. Diese Tätigkeit führte ich bis zum Vorruhestand 1990 aus.

Nach der Wende wurde es möglich, Einsichtnahme in meine Kaderakte zu nehmen. Mit Entsetzen mußte ich feststellen, daß ich laufend bespitzelt wurde. Über mich wurden in verschiedenen Zeitabständen Führungsberichte angefordert.

Meine Haftfolgeschäden sind zum Teil von bleibender Natur: Beinoperation, 2/3-Magen-Resektion, Diabetes, Gallenkoliken durch Gries in der Gallenblase, Lungenentzündung, Schatten auf dem linken Lungenflügel.

Die seelischen Grausamkeiten in den Stasikellern haben in mir eine traurige Veränderung bewirkt. Ich fühle mich oft niedergeschlagen. In den ersten Jahren nach der Haft quälten mich Alpträume, die immer mit dem Tod in Zusammenhang standen.

Welche Schlußfolgerungen sollte man aus den Schilderungen der Betroffenen ziehen? Ich würde sagen: Man darf bei der Bewertung keinen Unterschied machen, ob ein unschuldiger Mensch in den Gestapo-Kellern seine Lebensqualität oder sogar sein Leben verloren hat, oder in den nach 1945 betriebenen Lagern und Gefängnissen der sowjetischen und ostdeutschen „Weltverbesserer“.

Vielleicht kann der eine oder der andere etwas tun, daß so etwas nie wieder geschieht. Politiker sollten sich einmal in die Lage der Opfer versetzen. Es gibt noch viele Handlanger des SED-Regimes, die damals in hoher Position waren und es heute wieder sind.

Der 17. Juni 1953, ein schwarzer Tag, auch in meinem Leben

Erlebnisbericht von Horst Graf *, Jahrgang 1933

verurteilt vom SMT,
von Rußland rehabilitiert,
gemäß HHG und 1. SED-UnBerG entschädigt



Am 17. Juni 1953 begann ich um 6 Uhr im SAG-Betrieb (Sowjetische Aktiengesellschaft) „Ernst Thälmann“, vormals Krupp-Gruson-Werk, später SKET, in Magdeburg-Buckau meinen Arbeitstag als Kranführer.

Am Abend zuvor hatten wir schon über Rundfunk vom Streik der Bauarbeiter in Berlin erfahren. Gegen 7 Uhr legte unser Betriebsteil die Arbeit nieder, und wir versammelten uns vor dem Werkstor. Dann kamen auch Arbeiter aus anderen Betriebsteilen. Plötzlich hieß es, wir ziehen von Betrieb zu Betrieb in der ganzen Stadt und fordern alle auf, ebenfalls die Arbeit niederzulegen. So marschierten wir zu den umliegenden Betrieben und von dort in die Innenstadt, über den Hasselbachplatz in Richtung Krökentor. In meiner alten Berufsschule für Metallgewerbler und in der Ingenieurschule für Elektrotechnik „Am Krökentor“ forderte ich die Schüler und Studenten auf, sich mit am Streik der Arbeiter zu beteiligen. Als dann die Arbeiter aus Richtung Neue Neustadt und Rothensee kamen, wurde der Weg zurück über die Otto-von-Guericke-Straße zum Gefängnis in Sudenburg eingeschlagen.

Dort wurde die Freilassung der politischen Häftlinge gefordert. Als die Panzer der sowjetischen Armee um ca. 13 Uhr auf der Einmündung Halberstädter/Leipziger Straße erschienen und die Soldaten mit einem Steinhagel empfangen wurden, so daß sie ihre Köpfe wieder in ihre Panzer zurückzogen, wurde es sehr ernst. Die ersten Maschinengewehrsalven peitschten über die Streikenden. Nach mehreren Versuchen, mit den Soldaten ins Gespräch zu kommen, beruhigte sich die Lage etwas. Doch die Panzer, die in einer wogenden Menschenmenge eingeschlossen waren, bewegten sich unaufhaltsam und trieben die Streikenden aus der Umgebung des Gerichtsgebäudes und Gefängnisses fort. Mehrere Kameras hielten das Geschehen in Bildern fest. Vermutlich waren in der Menschenmenge auch Leute von der Stasi.

* Name wurde verändert

Befehl

des Militärkommandanten der Stadt Magdeburg

Für die Herbeiführung einer festen öffentlichen Ordnung wird befohlen:

1. Ab 14 Uhr des 17. Juni 1953 wird für die Stadt Magdeburg der Ausnahmezustand verhängt.
2. Alle Demonstrationen, Versammlungen, Kundgebungen und Ansammlungen über drei Personen werden auf Straßen, Plätzen sowie vor öffentlichen Gebäuden verboten.
3. Jeglicher Verkehr von Fußgängern, Kraftfahrzeugen und Fahrzeugen wird von 21 Uhr abends bis 5 Uhr morgens verboten.
4. Diejenigen, die gegen diesen Befehl verstoßen, werden nach dem Kriegsgesetz bestraft.

Militärkommando für die Stadt Magdeburg

Mein Arbeitskollege hatte mich bis dahin begleitet. Plötzlich war er nicht mehr da.

Gegen 14 Uhr ging ich wieder zu meiner Arbeitsstelle. Nachdem ich mich umgezogen hatte, ergab sich eine Mitfahrgelegenheit, und gegen 16 Uhr war ich zu Hause. Es war 19.30 Uhr, als meine Mutter mich zurückzuhalten versuchte, aber ich wollte mir noch das große Aufgebot der Panzergeschütze und Soldaten in unseren Grünanlagen ansehen. Weil ich kaum noch laufen konnte, nahm ich meines Bruders Fahrrad. 10 Minuten später wurde ich festgenommen.

Der Grund für meine Verhaftung war, daß ich ein Flugblatt mit dem Befehl über den Beginn des Ausnahmezustandes in Deutschland zerrissen hatte. Herausgeber war die sowjetische Militärverwaltung in Deutschland.

Dieses Zerreißen war meinerseits eine impulsive Handlung und gleichzeitig die Erkenntnis der Ohnmacht gegenüber der sowjetischen Besatzung. Diese hatten mit Panzern, Geschützen und ihren Soldaten den spontanen Streik und die weitergehenden Forderungen nach freien Wahlen und der Wiedervereinigung des geteilten Deutschlands zunichte gemacht.

Nachdem ich das Flugblatt zerrissen hatte, wurde ich von einem der sowjetischen Soldaten aufgefordert, mitzukommen. Während ich mein Fahrrad etwas nach vorne schob, um abzustiegen, ertönte ein Schuß in unmittelbarer Nähe meines Kopfes. Mein Kopf dröhnte, ich ließ das Fahrrad fallen und lief ca. 2 Schritte. Da bekam ich auch schon den Gewehrkolben in den Rücken gestoßen. Der Soldat übergab mich einem herbeigeeilten Offizier. Nach längerer Beratung der in der Encke-Kaserne anwesenden Offiziere wurde ich zu Dienststellen in der Stadt auf einem offenen LKW gefahren. Die einzelnen Anlaufstellen der Reihe nach waren: Kommandantur Gerhart-Hauptmann-Straße (Postscheckamt), Kaserne Herrenkrugstraße, dann zum Haus der Offiziere in der Hegelstraße, von dort in die Humboldtstraße. Doch keiner wollte mich haben oder es war überfüllt. Gegen 22.30 Uhr wurde ich dann im Polizeipräsidium (Halberstädter Straße) der Deutschen Volkspolizei übergeben. Mein Fahrrad mußte ich im Gang abstellen und wurde in die vierte Etage gebracht. Dort wartete ich mit ca. 20 anderen Männern. Gegen 24 Uhr erschien ein Polizeioffizier, rief mich auf und brachte mich dann über den Hof in die U-Haftanstalt. Dort angekommen, wurde mir von einem Offizier eine falsche Richtung, in die ich gehen sollte, angegeben. Als ich losging wurde mir der rechte Arm nach hinten gerissen und ich fiel auf die Nase. Nasenbeinbruch war die Folge, eine ärztliche Versorgung gab es nicht. Anschließend wurde ich wieder an einen sowjetischen Offizier übergeben. Dieser war während der darauffolgenden Tage und Nächte mein Untersuchungsrichter. In Tag- und Nachtverhören sollte ich nun im einzelnen meinen Tagesablauf schildern. Ständig wurde mir mit der Todesstrafe gedroht. In der Zeitung, die mir vorgehalten wurde, waren schon vollstreckte standrechtliche Erschießungen gemeldet worden. Von einem Alf-

red Dartsch und einem Herbert Strauch war dort geschrieben, daß sie am 18. Juni 1953 erschossen wurden.

Meine aktive Teilnahme am Streik, die Anwesenheit beim Gerichtsgebäude und Gefängnis in Sudenburg wurden mir an Hand eines Fotos zur Last gelegt, außerdem der angebliche Fluchtversuch, der erst mit einem Warnschuß gestoppt worden wäre.

Bis zum 24. Juni war ich in der U-Haftanstalt der Stasi. Gegen 10 Uhr wurde ich mit weiteren zwei Häftlingen quer durch die Stadt gefahren, so daß wir die Orientierung verloren. Dadurch, daß ein mitfahrender sowjetischer Soldat kurz vor dem Ziel aus dem sonst verhängten Fenster sah, wußten wir, wo wir waren. Es war die sowjetische Hauptzentrale „Klausener Straße 19“ in Magdeburg. Dort wurden wir in einen Kellerraum gebracht. Bereits eine Stunde später wurden unsere Köpfe kahlgeschoren. Dann wurden wir nachts mehrmals zum sogenannten Abschluß der Voruntersuchungsprotokolle geholt.

Vom Untersuchungsrichter wurde ich während der Verhöre mehrmals getreten und geschlagen. Herzmassage nannte er das Schlagen mit der flachen Hand auf die Herzgegend. Mehrmals wurden mir auch von ihm Zigaretten auf dem Unterarm ausgedrückt, um die Unterschriften auf die Protokolle zu bekommen. Als ich mich bei einem anderen Offizier beschwerte, lächelte dieser nur und sagte: „Das sagt jeder Häftling.“ Später mußte ich unterschreiben, daß mir nichts getan worden wäre.

Am 4. Juli wurden wir nacheinander von einem sowjetischen Militärtribunal (SMT) verurteilt. Entgegen den üblichen Methoden war mein Arbeitskollege, der am 17. Juni plötzlich verschwunden war, als Zeuge der Anklage in der Verhandlung erschienen. Dort sagte er aus, ich hätte an dem Niederreißen von Plakaten und einer Fahne teilgenommen. Auf die Frage, wo er das Zeugengeld bekomme, antwortete der Militär Richter: „Von seiner deutschen Dienststelle.“ Ich wurde zu 8 Jahren Arbeitslager verurteilt.

Drei Tage später waren wir unterwegs nach Potsdam in das dortige Militärgefängnis. Dieses befand sich in dem Kasernenkomplex „Maikäferkaserne“ Potsdam. Dort waren ebenfalls Deutsche, die wegen des 17. Juni 1953 vom SMT verurteilt worden waren.

Am 3. August wurden wir früh am Morgen in einen LKW verfrachtet und in einer mehrere Stunden dauernden Fahrt nach Bautzen gebracht. Zunächst waren wir froh, in Deutschland geblieben und nicht in ein Arbeitslager nach Sibirien verschleppt worden zu sein. Wir ahnten aber noch nicht, was auf uns zukam.

Die Gefängniskleidung war mit roten Arm- und Beinringen versehen. Damit auch alle anderen Häftlinge erfuhren, welche schwere Verbrecher wir waren, hatten wir, von sowjetischen Militärtribunalen Verurteilte, zusätzlich noch ein großes, gelbes „X“ auf dem Rücken. Insgesamt waren wir 25 „Xer“. Wir kamen aus Magdeburg, Barby, Dessau, Leipzig, Görlitz und Jena.

Streng abgeschirmt und bewacht brachten wir die ersten Wochen auf West I zu. Dann erfolgte die Verlegung nach West II. Als Anfang 1955 einige Mithäftlinge nach Berlin zum Arbeitseinsatz verlegt wurden, gab es auch für die übriggebliebenen „Xer“ einige Erleichterungen. Die „Xer“-Kleidung entfiel und wir wurden Tütenkleber. Dieses Tütenkleben brachte uns allen 21 Tage verschärften Arrest ein. „Diebstahl am Volkseigentum“ wurde das Verbrechen von unverwertbarem, beklebtem Pergamentpapier genannt.

Im Mai 1955 kam ich in das Kommando Cunewalde, Betrieb III, wo ich bis September 1960 arbeitete. Dort hatte ich zwei Arbeitsunfälle: Schnittverletzung am linken Zeigefinger und dann noch von einer umstürzenden Schwungradscheibe einen Mittelfußknochenbruch am linken Bein.

Am 29. November 1960 wurde ich durch einen Gnadenerlaß des Staatsrates vor dem Ablauf meiner zu verbüßenden Strafe entlassen. Genau 6 Monate und 16 Tage früher!

Zwei Wochen nach der Haftentlassung, Ende November 1960, nahm ich die mir zugewiesene Arbeitsstelle als Fräser in einer Werkzeugmaschinenfabrik in Magdeburg auf. Jedoch die Arbeitsbedingungen, wie Dreischichtsystem und Mehrfachbedienung von Maschinen, waren nicht für einen Schwerbehinderten geeignet. Zudem kam noch, daß mir die neuen Arbeitskollegen meine Haft vorhielten. Demzufolge hätte ich in einem sozialistischen Betrieb nichts zu suchen. Im Januar 1961 wechselte ich in einen Privatbetrieb. Dort stimmte das Arbeitsklima und die Arbeitsbedingungen waren besser.

Bereits kurz nach meiner Haftentlassung wurde ich von einem Orthopäden untersucht. Die mangelhafte orthopädische Grundversorgung in der Haftanstalt Bautzen hatte dazu geführt, daß sich der bei früheren Operationen erreichte Operationserfolg verschlechtert hatte. Eine erneute Operation mit anschließender 9-monatiger Arbeitsunfähigkeit war erforderlich. Ebenfalls als Folge der Haft bekam ich starke Kopfschmerzen. Ich mußte mehrere Monate in stationäre Behandlung und durfte danach nur noch leichtere, schlecht bezahlte Tätigkeiten ausüben.

Mein Entlassungsschein wurde von der VP-Reisepaßstelle Magdeburg eingezogen, als ich eine Reise zur Beerdigung meines Patenonkels in Westdeutschland beantragte.



Исп. № 24

ГЕНЕРАЛЬНАЯ ПРОКУРАТУРА
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ

СПРАВКА

ГЛАВНАЯ
ВОЕННАЯ ПРОКУРАТУРА

/о реабилитации/

4 января 1996 г.
№ Буд-13460-53

103160, Москва, К-160

При ответе ссылаться
на наш номер и дату

Гражданин /ка/ Горст
 Год и место рождения 1933г., г.Ортельсбург
 Гражданин /ка/ какого государства Германия
 Национальность немец Место жительства до ареста
г.Магдебург
 Место работы и должность /род занятий/ до ареста
завод САО "АМО", крановщик
 Дата ареста 17.06.1953 г.
 Когда и каким органом осужден/а/ (репрессирован/а/)
04.07.1953 г. военным трибуналом в/части 92401
 Квалификация содеянного и мера наказания /основная и до-
 полнительная/ ст.58-2 УК РСФСР, к 8 годам ИТЛ, без конфискации
имущества
 Дата освобождения данных не имеем
 На основании ст.3 Закона РФ "О реабилитации жертв
 политических репрессий" от 16 октября 1991 г. гражданин/ка/
Горст реабилитирован/а/.



Л.П.Копалин
Л.П.Копалин

Generalstaatsanwaltschaft
der Russischen Föderation

Militärhauptstaatsanwaltschaft

4.01.1996
Nr. 5 ud-13460-53
103160 Moskau K-160

Deutsche Botschaft
Rechts- und Konsularabteilung
117 313 Moskau
Leninski pr. 95a

Rehabilitationsbescheinigung

Herr/Frau Horst
 Geburtsjahr und -ort 1933, Ortelburg
 Staatsangehörigkeit Deutschland
 Nationalität Deutscher
 Vor Inhaftierung wohnhaft: Magdeburg
 letzter Arbeitgeber vor der Inhaftierung/beschäftigt als: im Werk "АМО",
 Kranführer
 wann inhaftiert: 17.06.1953
 wann und durch wen verurteilt/verfolgt: 04.07.1953 durch Militärgericht beim
 Truppenteil 92401
 der Verurteilung zugrundeliegende Paragraphen und Strafmaß: § 58-2 Strafgesetz
 der RSFSR, 8 Jahre Arbeitsbesserungslager ohne Konfiszierung des Vermögens
 (Grund- und Zusatzstrafen):
 Datum der Haftentlassung: keine Angaben

Gemäß Artikel 3 des Gesetzes der Russischen Föderation "Über die Rehabilitation
von Opfern politischer Repressionen" vom 18. Oktober 1991 wurde Herr/Frau Horst
rehabilitiert.

Leiter der Abteilung Rehabilitation
der Militärhauptstaatsanwaltschaft:

[Siegel, Unterschrift]

L.P. Kopalin

[Bitte beachten: Die Namensschreibung auf diesem Formblatt erfolgt aufgrund der
Schreibweise im russischen Original. Bei der Rückübertragung in lateinische Buchstaben
kann es daher u.U. zu kleineren Unterschieden in der Schreibweise kommen.]

Sippenhaft

Erlebnisbericht von C. H., Jahrgang 1933

verurteilt vom Bezirksgericht Potsdam,
rehabilitiert,
gemäß HHG und 1. SED-UnBerG entschädigt



Ich wurde in Luckenwalde geboren. Ich besuchte die Volksschule und erlernte den Beruf einer Textilfachverkäuferin. Anschließend ging ich zur Deutschen Reichsbahn als Zugschaffner und qualifizierte mich zur Zugführerin. Während dieser Zeit besuchte ich einen Schreibkräftelehrgang.

1956 heiratete ich und im gleichen Jahr wurde unser Sohn geboren. Mein Mann war Angehöriger der Volkspolizei.

Während der Schwangerschaft war ich in der SED-Stadtleitung als Schreibkraft für die Parteileitung des Magdeburger Hauptbahnhofes eingesetzt. Später war ich bei der Reichsbahndirektion, Gruppe Luftschutz, beschäftigt.

1960, einen Tag vor Himmelfahrt, standen zwei Herren vor unserer Wohnung und teilten mir mit, daß ich mitkommen möchte zur Klärung eines Sachverhaltes. Ich wurde in ein Auto mit verdunkelten Fenstern gesetzt, und man fuhr mich zu einem mir unbekanntem Gebäude. Dann folgten Verhöre. Mir war bis zum nächsten Morgen nicht bekannt, so lange dauerte die Vernehmung, um was es ging. Am Himmelfahrtstag wurde ich mit verbundenen Augen wieder in einem PKW transportiert. Später erfuhr ich, daß ich nach Potsdam gebracht worden bin.

Ich kam in eine Einzelzelle und wurde jeden Tag vernommen. Dabei wurde eines Tages eine zweite Person in das Zimmer geführt, wobei ich mich nicht umdrehen durfte. An der Stimme erkannte ich, daß es mein Vater war. An diesem Tag erfuhr ich, daß meine Eltern, meine Schwester, mein Bruder und mein Schwager ebenfalls in Haft waren.

Ich habe bis zu meiner Verurteilung in der Nähstube gearbeitet und unter Aufsicht die Vernehmerbüros saubergemacht.

Bei der Gerichtsverhandlung, die ohne Öffentlichkeit stattfand, sah ich meine Angehörigen zum ersten Mal wieder. Uns allen wurde Spionage nach § 14 StEG (Strafergänzungsgesetz) vorgeworfen. In Wahrheit war es so, daß nur mein Vater Kontakt zum westlichen Geheimdienst hatte. Uns übrigen Angehörigen wurde unterstellt, durch Gespräche mit ihm bewußt Informationen weitergegeben zu haben. Mein Urteil lautete 3 Jahre Haft.

UHA Rathenow
Strafvollzugsanstalt

Besuchserlaubnisschein
Nur für Strafgefängene

Herr ~~XXXXXXXX~~ [REDACTED] erhält die Erlaubnis,
die / die / Strafgefängene (n) [REDACTED]
am Freitag, dem 15. April 19 62 von 9,00–15,00 Uhr
zu sprechen. — Die Sprechzeit beträgt 30 Minuten.

Auf die Einhaltung der Besuchserlaubnis-Bestimmungen (siehe Rückseite) wird besonders hingewiesen.

Rathenow, den 06. April 19 62

1. Besuch abgehalten
2. Auf der Karteikarte B eingetragen

Leiter der Strafvollzugsanstalt

SV 39 (87/11 A) 6442 Ag 464/59

Besuchserlaubnis-Bestimmungen

1. Dieser Erlaubnisschein gilt als Nachweis für die Besuchserlaubnis und ist beim Betreten der Anstalt auf der Wache abzugeben.
2. Jeder Mißbrauch des Besuches zu unerlaubtem Verkehr (Zustecken von Briefen und anderen Gegenständen) hat die sofortige Entfernung des Besuchers zur Folge. Es kann dem Gefangenen für die Zukunft die Erlaubnis, Besuche zu empfangen, entzogen werden.
3. Kindern bis zu 14 Jahren und Jugendlichen bis zu 16 Jahren ist der Zutritt zur Anstalt untersagt.
4. Die Sprechzeit beträgt in der Regel 30 Minuten.
5. Der auf dem Besuchserlaubnisschein festgesetzte Besuchstag ist einzuhalten. An anderen Tagen hat diese Besuchserlaubnis keine Gültigkeit. Sollten trotzdem Besucher vorsprechen, erhalten sie keinen Zutritt.
6. Der Besuchserlaubnisschein ist **nur für die auf ihm vermerkte Person gültig und nicht übertragbar.**



Ich wurde in die Strafvollzugsanstalt Rathenow gebracht und war mit 20 anderen Frauen in einem Saal.

Meinen Mann durfte ich nur einmal nach der Verurteilung in Potsdam sprechen und dann in Rathenow einmal monatlich. Meinen kleinen Sohn habe ich erst nach der Entlassung wiedergesehen.

Wir strafgefangenen Frauen wurden zur Feldarbeit eingesetzt. Es war immer ein Polizist mit einem Gewehr und eine weibliche Aufsichtsperson dabei.

Nach 2 Jahren und 4 Monaten wurde ich nach Hause entlassen. Mein Sohn, in der Zwischenzeit fast 6 Jahre alt, war von meiner Schwiegermutter versorgt worden.

In den ersten Wochen traute ich mich nicht auf die Straße, da ich mich verfolgt fühlte. Anfangs mußte ich mich jeden Monat einmal bei der Polizei melden.

Nachdem ich in einen anderen Stadtbezirk gezogen war, unterließ ich die monatliche Meldung. Ich bemühte mich um Arbeit im Krankenhaus. Erst hieß es, daß Schreibkräfte gesucht werden. Doch als man dann meine Papiere sah, war die Stelle plötzlich besetzt. Danach traute ich mich nicht mehr, wieder irgendwo nach Arbeit zu fragen, bis ich 1967 als „Weihnachtsaushilfe“ bei der Deutschen Post eingestellt wurde. Dort war ich danach fest angestellt und konnte bis 1990 bleiben.

In der DDR erhielt ich niemals die Erlaubnis, meine Eltern, die inzwischen in der Bundesrepublik lebten, zu besuchen. Deshalb habe ich meinen Vater, der auch keine Einreiseerlaubnis für einen Besuch bei uns bekam, nicht wieder gesehen. Ich durfte nicht zur Beerdigung fahren.

Nach der Wiedervereinigung habe ich mich um meine Rehabilitierung bemüht. 1993 wurde ich strafrechtlich und 1995 beruflich rehabilitiert. Die Rehabilitierungen können den Schmerz all der Jahre nicht aufwiegen, aber die Dokumente sind für mich ein wertvoller Besitz. Ich wurde für etwas beschuldigt, was ich nicht getan habe und wofür es keine Beweise gab. Das mir zugefügte Unrecht und die Demütigungen werde ich bis an mein Lebensende nicht vergessen.

Die Falle schnappt zu

Erlebnisbericht von Helmut Kühne, Jahrgang 1943

verurteilt vom Bezirksgericht Magdeburg,
rehabilitiert,
gemäß HHG und 1. SED-UnBerG entschädigt

Ich bin Jahrgang 1943 und wurde in kommunistischem Geist erzogen. Meine schulischen Leistungen waren gut, ich erhielt Unterricht in einer Spezialklasse mit ausgesuchten Schülern. 1957 begann ich eine Lehre beim Funk- und Fernmeldeanlagenbau Berlin. Als Fernmeldemonteur im Funkwagenbau wollte man mich zum Dienst in der NVA verpflichten. Ich ging deshalb im Frühjahr 1961 in den Westen.

Später bekam ich großes Heimweh und sorglos wie ich war, beschloß ich im Dezember des gleichen Jahres, meine Angehörigen in der DDR zu besuchen. Ich fuhr mit dem Zug in Richtung Helmstedt/Marienborn. Diese Reise war ein Erlebnis, bei dem mir angst und bange wurde. Die Fahrt über die Grenze zurück in den „Osten“ war bedrückend. Allein schon die Methoden, wie im Bahnhof Marienborn die Waggons von Uniformierten besetzt und alle Reisenden gefilzt wurden, werde ich nie vergessen. Und dann kam, was kommen mußte. Man holte mich aus dem Zug, nahm mir alle Dokumente weg und verhörte mich. Es war ihnen verdächtig, daß ein „Junge“ so ohne weiteres mal kurz zu Besuch kommen wollte. Also kam ich erst einmal in das Aufnahmelager Barby. Dort ging zwar das Verhören weiter, aber weil gerade die Weihnachtszeit war, erhielt ich die Erlaubnis, meine Eltern, die in der näheren Umgebung wohnten, zu besuchen. Die freuten sich, den „verlorenen Sohn“ wiederzusehen, aber waren auch verstört, weil sie wußten, daß sie beobachtet wurden. Ich ließ mir nichts zu schulden kommen und hielt die Zeiten der Besuchserlaubnis ein.

Trotzdem konstruierte man gegen mich eine Anklage, die in keiner Weise bewiesen war. Ich sollte in „Spionageabsichten“ gekommen sein. Ich erlebte dann die Haftzeit in der berüchtigten Magdeburger Untersuchungshaftanstalt am Moritzplatz. Die Methoden bei den Verhören, den sogenannten medizinischen Untersuchungen, beim Duschen, der Unterbringung und im sonstigen Umgang waren alles andere als menschlich.

Bei der Gerichtsverhandlung am 18.04.1962 im Magdeburger Bezirksgericht wurde ich der „vorsätzlichen Militärsponage“ bezichtigt. Aber eigentlich erregte den vorsitzenden Richter viel mehr der Umstand, daß ich aus einer Arbeiterfamilie stammte und mein Verhalten, in den Westen zu gehen, deshalb besonders verwerflich war. Im Gerichtssaal waren Schüler von 2 Oberschulklassen als Zuhörer anwesend, für die ich ein abschreckendes Beispiel sein sollte. Die beisitzenden Schöffen, ein LPG-Bauer und eine Rentnerin, waren bei der Ver-

handlung Statisten. Mein mir vom Gericht bestellter Verteidiger, Herr Rechtsanwalt Abelmann, der mich am Vorabend der Verhandlung erstmals ganz kurz besucht hatte, vertrat in der Verhandlung die Seite der „Anklage“. Das Strafmaß hieß 3 Jahre Zuchthaus. Die folgende Beratung bzw. Prüfung war nur eine Farce. Von einer Berufung wurde mir von meinem Verteidiger abgeraten, weil dann das Strafmaß mit Sicherheit noch höher ausfallen würde, also nach dem Motto: „Nur nicht Aufbegehren, immer Kuschen“!

Dann folgte die Zeit im Magdeburger Gefängnis am Gerichtsgebäude, wo ich in einer Übergangszelle untergebracht war und mit den unterschiedlichsten Typen zusammenkam. Es waren sehr viel politische Gefangene dort und die Delikte für ihre „Verbrechen“ waren oft so banal, daß man sich über so viel Inhumanität des DDR-Systems nur wundern mußte.

Der Alltag im Knast war nicht nur wegen der primitiven Verhältnisse in der veralteten Vollzugseinrichtung grauenhaft, sondern auch besonders durch die Vermischung mit Straftätern, die wegen krimineller Handlungen einsaßen. Es waren oft sehr schlimme unmenschliche Vergehen, die sie begangen hatten. Das Zusammenleben war eine Hölle.

Es gab offiziell keine politischen Gefangenen, aber man ließ bewußt zu, daß wir von den Kriminellen schikaniert wurden.

Ich lernte die unterschiedlichsten Schicksale kennen, und die Erinnerungen daran verfolgen mich heute noch.

Diese Erlebnisse setzten sich im nächsten Gefängnis, im „Roten Ochsen“ in Halle, und später im Haftarbeitslager Raßnitz fort. Raßnitz liegt im Braunkohlenrevier, und wir mußten dort schwer arbeiten. Die Bedingungen waren oft so, wie man sie aus den Schilderungen der Konzentrationslager kannte. Die Arbeit war nicht nur schwer, auch gefährlich. Es mußten Sprenglöcher gehackt werden, ohne Sicherheitsvorkehrungen. Da ich den Anforderungen der schweren Arbeit nicht mehr gewachsen war, transportierte man mich nach Monaten wieder zurück in den „Roten Ochsen“.

Die Transporte, wenn sie per Bahn erfolgten, waren schlimm. Von Polizisten mit Maschinenpistolen im Anschlag schwer bewacht, wurden wir über die Bahnsteige gescheucht. Die Passanten sahen erschreckt und ohne Äußerung zu. Wir waren in Handschellen, und Hunde wurden zusätzlich zur Bewachung eingesetzt.

Später ging ich wieder auf Transport, diesmal in das Zuchthaus Bautzen, das „Gelbe Elend“. Dort erlebte ich den Knastalltag in seiner schrecklichsten Form. Ich litt besonders unter der Bevorzugung der Kriminellen durch das Wachpersonal. Die Menschen waren untereinander sehr brutal, und das wurde von der Anstaltsleitung toleriert. Sicherlich verändern sich alle Menschen, wenn sie ihrer Freiheit beraubt werden. Aber es gibt Methoden, die ein unmenschliches Handeln noch verstärken. Oft wurden Häftlinge geradezu provoziert. Es kam dann zu strengen Bestrafungen mit Arrest, Essenentzug oder wie im Falle von Willi, einem Mithäftling, den wir nach seinem Arrest nie wieder sahen.

Die medizinische Behandlung war miserabel. Ein Zahnarzt kam nur ein- oder zweimal in der Woche. Mir wurde wegen zu starker Vereiterung ein Zahn bei vollem Bewußtsein ohne Spritze gezogen.

Weihnachten 1963 wird allen Gefangenen und Wärtern in Erinnerung bleiben. Das ohnehin sehr eintönige, wenig schmackhafte Essen war am Weihnachtstag ungenießbar (steinharte Pellkartoffeln und undefinierbare Soße).

Außerdem hatten 2 Gefangene einen Ausbruch gewagt. Es kam der allgemeine Frust hinzu. Zuerst weigerten wir uns zu essen, und dann nahm das ganze den Charakter einer Gefangenenrevolte an. Von der Zuchthausleitung mußte Bereitschaftspolizei zur Verstärkung angefordert werden.

Nach der Rebellion folgte der Katzenjammer. Es wurden alle „Vergünstigungen“ gestrichen. Die Schikanen des Wachpersonals und auch untereinander verschärften sich.

Mein Vater stellte zu Beginn des Jahres 1964 wieder ein Gnadengesuch an den damaligen Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht. Es wurde abgelehnt, wie schon mehrere vorher. Die ständigen Ablehnungen brachten meinen Vater immer weiter von seiner kommunistischen Überzeugung weg.

Meiner Mutter muß ich danken. Sie hat sehr viel Strapazen auf sich genommen, um mich zu besuchen. Einmal ist ihr folgendes passiert:

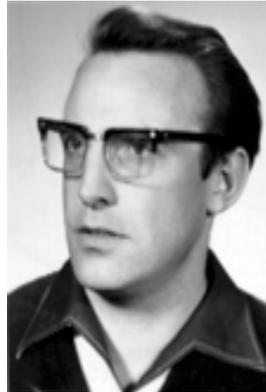
Sie hatte eine Besuchserlaubnis, und die Staatsanwaltschaft schickte sie nach Naumburg. Dort war man völlig überrascht. Einen Gefangenen meines Namens gab es nicht. Meine energische Mutter setzte durch, daß ich in allen Zuchthäusern Ostdeutschlands gesucht wurde. Darüber verging der ganze Tag, und Mutter mußte unverrichteter Dinge wieder heimfahren. Als man mich in Raßnitz gefunden hatte, wurde trotzdem die Besuchserlaubnis nicht erneuert, sie war verfallen.

Nach meiner Haftentlassung im Jahre 1965 stellte ich häufig Ausreiseanträge, die nicht genehmigt wurden. Ich leide seit 1980 an der schweren Krankheit MS (Multiple Sklerose). Es wird vermutet, daß ein Zusammenhang mit der Haftzeit besteht.

Im Namen des Volkes: 4 Jahre Zuchthaus

Johannes Rink, Jahrgang 1941

verurteilt vom Bezirksgericht Rostock, rehabilitiert, gemäß HHG und 1. SED-UnBerG entschädigt



Geboren in Magdeburg.

Verurteilt wegen fortgesetzter staatsgefährdender Propaganda und Hetze im schweren Fall (§ 19 Abs. 1 Nr. 1 und 2 Abs. 3 StEG) und Boykotthetze gegen die Sowjetunion.

In einem Nachsatz kam dazu, daß ich nicht mehr zur See fahren darf und Rostock für 10 Jahre nicht betreten durfte. (Berufsverbot!!!)

So lautete das Urteil des Bezirksgerichtes Rostock am 07. Februar 1962.

Unsere Familie wurde 1945 in Magdeburg ausgebombt. Deswegen wuchs ich in einem kleinen Altmark-Dorf auf. 1947 war das Jahr meiner Einschulung. Damals wurden jeweils zwei Klassen in einem Raum von einem Lehrer unterrichtet. Anfang der fünfziger Jahre wurden alle Schüler Pioniere. Wir hatten aber bald kein Interesse mehr an den organisierten Veranstaltungen.

Ich wollte, wie alle anderen, konfirmiert werden und besuchte deshalb den Konfirmandenunterricht. Unser Pfarrer war im Dorf eine Respektsperson.

Nach Beendigung der Schule wollte ich mir meinen Jugendtraum erfüllen und Seemann werden oder zumindest einen Beruf erlernen, der mit der Seefahrt zu tun hatte, zum Beispiel Schiffsmaschinenschlosser. Um die damalige Landflucht zu verhindern, bekamen wir alle keine Lehrstelle in der Stadt. Dorfkindern sollten Bauern werden. Ich erlernte im Nachbarort den Beruf des Bäckers. Als Bäckergeselle bewarb ich mich erneut im Rostocker Fischkombinat, und so konnte ich ab 1958 doch noch zur See fahren.

In den folgenden Jahren lernte ich eine völlig andere Welt kennen. Unser Schiff war oft in Norwegen, Island und Kanada. Die Zeitungen, die wir kauften, vermittelten vielen von uns ein anderes Weltbild, als wir es bisher kannten. Ich fing langsam an zu verstehen, daß es vieles gab, was wir bisher nicht wußten oder nicht wissen sollten. Auf dem Schiff herrschte eine offene Atmosphäre.

Es gab keinen Parteisekretär an Bord, Kapitän und Steuermann duldeten unsere Literatur.

Die Treibnetzfischerei wurde nur nachts betrieben. Tagsüber lagen die Schiffe Bordwand an Bordwand, ostdeutsche neben westdeutschen, so wie sie eingelaufen waren. Da wurden Zeitungen und Bücher getauscht, es wurde diskutiert und getrunken. Manche Einzelheit aus dieser Zeit erfuhr ich erst später bei der Vernehmung durch die Stasi. Ein Spitzel, der im Maschinenbereich arbeitete, hatte alles notiert und nach jeder Reise beim MfS abgeliefert. Es wurde eine Akte über mich angelegt und laufend ergänzt. Selbst Vermutungen des Spitzels wurden als wahr angesehen und mir später zur Last gelegt.

Dann kam der 13. August 1961 - der Mauerbau in Berlin. Für die Hochseefischer wurde am nächsten Tag eine Versammlung angesetzt. Eine aus Berlin angereiste Parteifunktionärin hatte die Aufgabe, uns von der Richtigkeit des Mauerbaus zu überzeugen. Der „antifaschistische Schutzwall“ sei nötig und würde von der Berliner Bevölkerung begrüßt. Ich hatte im RIAS etwas anderes gehört und fragte nach. Jetzt brachen alle Dämme, viele riefen dazwischen, die Funktionärin wurde als Lügnerin bezeichnet, ausgepiffen und ausgebuht. Die Versammlung mußte abgebrochen werden. Noch am Nachmittag des gleichen Tages liefen wir wieder aus.

Inzwischen begann die Stasi viele der Seeleute, die an dieser Versammlung teilgenommen hatten, zu verhaften. Innerhalb weniger Tage lief eine Aktion an, mit der die Flotte von „negativen Elementen“ gesäubert werden sollte.

Am 10. Oktober legte mein Schiff wieder in Rostock-Marienehe an. Ich wurde von zwei Herren zur Klärung eines Sachverhalts mit einem PKW abgeholt und nach Rostock gebracht, eingesperrt und dann vergessen. Erst 20 Stunden später wurde mir mitgeteilt, daß ich verhaftet bin.

Ich mußte mich ganz ausziehen, meine Sachen wurden durchsucht und dann zurückgegeben.

Das Gefängnis in Rostock war ein Neubau. Der Tagesablauf war streng geregelt. Morgens um 5 Uhr wecken, dann hieß es waschen, Zelle fegen, Essen fassen. Zum Waschen wurde man in einen Waschraum gebracht, eingeschlossen und 3 Minuten später wieder zurückgebracht.

Der Häftlingsalltag war so organisiert, daß ich nie einen anderen Häftling sah. Sobald sich der Schlüssel im Zellenschloß bewegte, mußte ich mich mit dem Rücken zur Tür und dem Gesicht zur Wand aufstellen. Erst nach Aufforderung des Wachhabenden durfte ich mich umdrehen. Beim Betreten des Ganges wieder dasselbe: Gesicht zur Wand. Dann hieß es Aufpassen, denn oft wurde ich angestoßen, wenn der Kopf nicht nah genug an der Wand war. Das brachte mir am Anfang einige Beulen ein. Bei jedem Halt wiederholte sich das.

Erst wenn der Gang frei war, kam der nächste Häftling dran. Die tägliche Freistunde dauerte eine halbe Stunde in einer nach oben offenen Zelle. Darüber führte ein Laufgitter für den Wachhabenden.

Das Frühstück bestand aus 3-4 Scheiben Schwarzbrot, einem Löffel Marmelade und einer Blechtasse Muckefuck. Zum Mittagessen gab es meistens 4-5 Pellkartoffeln, eine Brühe mit rötlich-gelben Fettaugen und einen halben gekochten Salzhering. Manchmal gab es auch Graupen, dick als Brei gekocht. Das Abendbrot bestand aus 3-4 Scheiben Schwarzbrot, einer Tasse Muckefuck, etwas Margarine und 2 mal pro Woche 40 Gramm Wurst. Ich habe gesehen, daß man Mithäftlingen, die „Zeugen Jehovas“ waren, und die zahlreich vertreten waren, absichtlich Blutwurst gab (, die sie wegen ihres Glaubens nicht essen durften,) während andere Leberwurst bekamen. Wenn es möglich war, haben wir untereinander die Wurst getauscht.

Die Zelle war einfach eingerichtet: ein Bett zum Hochklappen, ein Hocker, eine Toilette mit Wasserspülung. Das Wasser der Toilette habe ich oft getrunken, wenn der Salzhering zu salzig oder die Zelle überheizt war. Das Fenster der Zelle bestand aus zwei versetzt gemauerten Reihen Glasbausteinen. Wenn ich den Kopf in den schmalen Spalt steckte, konnte ich sogar etwas vom Himmel sehen. Ab 22 Uhr war Nachtruhe. Die Sachen mußten in Päckchenform auf den Hocker gelegt und dann nach Öffnen der Tür auf den Gang gestellt werden, die Schuhe darunter. Dann das Bett runterklappen und sich mit dem Gesicht zur Tür legen, die Hände auf die Decke. Nachts wurde regelmäßig kontrolliert, ob man auch ordnungsgemäß lag. Wenn nicht, wurde man geweckt.

Das war für 7 Monate mein Leben. In dieser Zeit gab es Vernehmungen zu jeder Tages- und Nachtzeit. Unzählige Lebensläufe mußte ich schreiben und bei jeder kleinen Abweichung wurde nachgefragt. Der Vernehmer war ein Oberleutnant. Während der Vernehmung mußte ich aufrecht auf einem Hocker sitzen, die Hände auf die Knie. Der Hocker war unten angeschraubt. Der Vernehmer las mir immer wieder vor, was ich gesagt haben soll und fertigte Protokolle an, irgendwann habe ich sie vor Erschöpfung unterschrieben.

Am Abend vor der Gerichtsverhandlung habe ich meinen Pflichtverteidiger zum ersten Mal gesehen. Im Beisein eines Stasi-Beamten besprach er meine Verteidigung. Er sagte mir indirekt, daß er nichts tun würde, was seine Zulassung als Rechtsanwalt gefährden könnte.

Am Tage der Verhandlung wurde ich mit einem kleinen Lieferwagen, der mit Werbung für frische Brötchen beschriftet, im Inneren aber in kleine Zellen aufgeteilt war, zum Gericht gefahren. Von zwei Stasi-Leuten mit einer Knebelkette gefesselt, wurde ich in den Gerichtssaal gebracht. Die Richterin machte gleich zu Beginn der Verhandlung Äußerungen wie: „Mit Staatsfeinden muß man kurzen Prozeß machen“. Mein Verteidiger sprach erst im Schlußplädoyer. Dort

erwähnte er meine Jugend und bat um Strafmilderung. Ich wurde entsprechend dem Antrag des Staatsanwaltes zu 4 Jahren Zuchthaus verurteilt. Auf Anraten meines Verteidigers nahm ich die Strafe an.

14 Tage später wurde ich zusammen mit anderen Verurteilten der Polizei in Rostock übergeben. Dort bemerkte ich zum erstenmal Unstimmigkeiten zwischen Polizei und Staatssicherheit. Wie gewohnt mußten wir uns mit dem Gesicht zur Wand aufstellen. Der anwesende Polizist befahl aber, uns umzudrehen. Daraufhin kam es zu einem Streit zwischen Staatssicherheit und Polizei. Die dazukommenden Polizisten sagten den Männern vom MfS, sie hätten nichts zu sagen, hier würden sie befehlen. Sie forderten uns sogar auf, uns zu setzen.

Dann wurden wir auf die Zellen verteilt. Zum Mittagessen gab es Erbsen mit Speck. Die „politischen“ Gefangenen bekamen noch einen Nachschlag, den wir dankend annahmen. Noch nie haben mir Erbsen so gut geschmeckt.

Nach etwa 14 Tagen wurde ich abends abgeholt und mit einer sogenannten „grünen Minna“ (Gefängniswagen) zum Bahnhof gefahren. An einen normalen linienmäßig verkehrenden D-Zug, war ein Güterwaggon angehängt, der zum Gefangenentransport genutzt wurde. Der Waggon war in kleine Zellen aufgeteilt, die durch einen langen Gang getrennt waren. Die Zellen waren so klein, daß man nur darin sitzen konnte. Sie hatten Lüftungsschlitze, keine Fenster, und wir saßen im Dunkeln. Dieser Transport wurde „Grotewohl-Express“ genannt.

In Magdeburg wurde nach einer Woche ein Transport für das Zuchthaus Brandenburg zusammengestellt. Es waren viele wegen krimineller Vergehen Verurteilte dabei.

In Brandenburg angekommen, mußten wir uns in einer Reihe aufstellen, und der Anstaltsleiter schritt die Reihe seiner neuen Häftlinge ab. Jeder mußte stramm stehen, Name und Strafmaß angeben. Es wurden meistens zwischen 10 und 15 Jahren genannt. Als ich meine 4 Jahre angab, schrie er los, daß sich das doch gar nicht lohne, da könne ich ja gleich auf dem Flur bleiben. Mir war trotzdem nicht zum Lachen zumute. Anschließend mußten wir zur Effektenkammer und alle persönlichen Gegenstände abgeben. Nackend wurden wir in einen anderen Raum geführt. Dort wurde ein Finger in den After gesteckt, um festzustellen ob wir etwas versteckt hatten. Danach bekamen wir Häftlingskleidung, Blechschüssel, Blechtasse, Besteck und ein kleines Kopfkissen. Anschließend erhielten wir in der Registratur eine Nummer, die man nicht vergessen durfte. Ich bekam die 665/62. Es war Mai und ich war in diesem Jahr bereits der 665. Gefangene, der in Brandenburg registriert wurde. Damals waren ungefähr 3000 Gefangene dort. Diese Art der Numerierung wurde 1963/64 abgeschafft.

Die Uniformen, die wir zum Anziehen bekamen, waren ausgemusterte Polizeiuniformen. Die Hose, die Jacke und die Mütze waren an den Seiten aufgetrennt und mit 5 cm breiten roten oder gelben Streifen versehen. Die Jacke hatte den Streifen auch auf dem Rücken.

Am nächsten Tag wurde ich zur Arbeit eingeteilt. In der Strafvollzugsanstalt Brandenburg hatten einige Volkseigene Betriebe Zweigstellen eingerichtet. Die größten waren das „Traktorenwerk Brandenburg“ und die „Burger Küchen“. Für unsere Arbeit bekamen wir offiziell den vollen Lohn wie andere für die vergleichbare Arbeit in Freiheit. 75 % wurden einbehalten für Verpflegung, Bekleidung, Unterbringung und Bewachung. Monatlich bekam man einen Talon über 15 Mark, für den man in der anstaltseigenen Verkaufsstelle einkaufen konnte. Die einzelnen Summen wurden mit einer Lochzange entwertet. Der Rest des Geldes wurde auf ein Konto eingezahlt. Als ich nach 4 Jahren entlassen wurde, hatte ich etwa 500,- Mark auf meinem Konto angespart.

Zeitweise arbeitete ich in der Küche und in der hauseigenen Bäckerei mit weit aus weniger Lohn.

Als ich in die Schneiderei versetzt wurde, nähten wir Arbeitsanzüge im Akkord. 1964 sollten Uniformen hergestellt werden. Wir Politischen weigerten uns. Zur Strafe gab es drei Wochen Einzelhaft im „Tigerkäfig“. Zuvor wurde ich vom Anstaltsarzt untersucht und für gesund erklärt, dann wurden mir die Haare geschoren. Die „Tigerzellen“ waren zu zweidrittel unterhalb der Erdoberfläche angelegt. Oben war ein schmales Fenster. Die Zelle war unterteilt in einen „Schlafraum“ und in einen „Aufenthaltsraum“. Die Trennwand bestand aus Eisenstangen. Im vorderen Teil der Zelle befand sich ein Kübel für die Notdurft, im hinteren Teil das Bett. Täglich 16 Stunden mußte man im vorderen Teil der Zelle verbringen. Zweimal am Tag gab es 4 Scheiben Brot und Wasser. Sitzen konnte man nur auf dem Kübel oder auf dem kalten Beton. Die Tage zogen sich endlos hin. Abends wurde das Gitter geöffnet und man durfte sich hinlegen. Jeden 3. Tag bekam man eine warme Mahlzeit und zum Zudecken eine 2. Decke. Nach 21 Tagen und Nächten war ich wieder „frei“. Die Kriminellen hatten inzwischen die Uniformen fertiggenäht, und jetzt wurden Umhänge für die NVA gefertigt. Die Umhänge wurden aus einem gummiartigen Stoff genäht und sollten dem Träger im Falle eines Atomkrieges das Überleben sichern.

Ende 1964 kam ich in die Tischlerei. Dort wurden die Küchen für den Export gefertigt. Die Schränke, Spülen und Zubehör wurden in den Versandhäusern von Neckermann und Quelle verkauft.

Viermal im Jahr durfte ich Besuch empfangen, jeden Monat einen Brief schreiben und einen empfangen. Den Brief, den man schrieb, mußte man offen beim Wachtmeister abgeben. Die Anzahl der Zeilen war auf 20 begrenzt. Die ankommenden Briefe waren offen und die Briefmarke war herausgeschnitten. Im

Jahr konnten 2 Päckchen empfangen werden. Zum Abholen mußte man mit der großen Blechschüssel erscheinen. Der Wachtmeister öffnete das Päckchen, kontrollierte den Inhalt. Wurst wurde mehrmals durchschnitten, Butter durchstoßen, Keksschachteln und Schokolade geöffnet und Zucker ausgeschüttet. Danach konnte man den Inhalt in seine Schüssel packen und gehen.

Es gab eine Bücherei, sie verkürzte ein wenig die Langeweile. Einmal im Monat hieß es „Kirche“ oder „Fernsehen“. Ich ging zur Kirche. Der Pfarrer hatte sich gegenüber der Polizei Respekt verschafft. Der uns begleitende Polizist setzte sich in die letzte Reihe. Während des Abendmahls konnten wir untereinander die Reihen tauschen. Nur so war es möglich, mit Häftlingen aus einem anderen Haus Kontakt aufzunehmen.

Unsere Zellen wurden regelmäßig kontrolliert. Die Gitter vor den Fenstern wurden untersucht, die Matratzen wurden auf einen großen Haufen geschmissen und dann neu verteilt. Wenn man etwas darin versteckt hatte, was bei einer Kontrolle übersehen wurde, war es dadurch verloren.

Anfang der sechziger Jahre wurden die Zellen wegen Überfüllung umgebaut. Aus 3 Einzelzellen entstand jetzt eine Zelle für 9 Häftlinge, 3 Betten übereinander und in der Mitte ein kleiner Tisch, ein Waschbecken und ein Kübel, der einmal am Tag geleert wurde. Jeder versuchte, seine große Notdurft erst kurz vor der Leerung zu verrichten.

Ein Gefangener, der beim Marschieren ins Stolpern geraten war und einige Schritte neben der Kolonne lief, wurde von einem Posten der Außenmauer angeschossen. „Fluchtversuch“ lautete die Begründung.

In Brandenburg gab es ein eigenes Haftkrankenhaus. Ich habe dort viele alte und kranke Häftlinge gesehen, sie galten alle als hafttauglich. Keiner, und wenn er noch so krank war, wurde entlassen. Mir wurden dort die Mandeln rausgenommen. Die Sprechstunde führte ein Arzt, der auch Häftling war, unter Aufsicht eines Polizeiarztes durch.

Im allgemeinen hatten wir Politischen keine Probleme mit den Kriminellen. Soweit wie möglich waren alle Posten in den Werkstätten mit Kriminellen besetzt. Die hätten, so ein Wachtmeister, höchstens ein oder zwei Menschen umgebracht, wir jedoch wollten die ganze DDR umbringen. Es gab unter den Polizisten, die uns bewachten, nur wenige, die uns anständig behandelten.

Ich war froh, als meine 4 Jahre um waren. Am 9. Oktober 1965 wurde ich entlassen. Ich hatte vergeblich versucht, in die Bundesrepublik entlassen zu werden. Meinen Ausreiseantrag, den ich dafür gestellt hatte, zerriß der Leutnant, der meine Entlassungspapiere ausstellte, vor meinen Augen. Ich bekam einen vorläufigen Ausweis, mit dem ich mich innerhalb von 5 Tagen bei der Polizei vorstellen mußte. Zum erstenmal nach 4 Jahren sah ich die Anstalt als freier

Mann von außen. Meine Brüder erwarteten mich bereits. Einer meiner Brüder stellte mir in Magdeburg ein Zimmer in seiner Wohnung zur Verfügung. 2 Tage später ging ich zum Rat des Stadtbezirkes, Abteilung Inneres. Hier bekam ich noch einmal Verhaltensmaßregeln eingepaukt und den Hinweis, daß ich nicht ausreisen dürfte, egal wie viele Anträge ich auch stellen würde.

Noch im gleichen Monat fing ich im SKET, einem Magdeburger Großbetrieb, als Hilfsarbeiter an. Im Rahmen der Erwachsenenqualifizierung erlernte ich dann den Beruf des Bohrwerksdrehers. Im darauffolgenden Jahr heiratete ich und wurde Vater. Nach der theoretischen Ausbildung bekam ich vom Fachlehrer eine Delegationskarte zum Ingenieurstudium. Als ich diese in der Kaderleitung vorlegte, wurde ich ausgelacht: Ich könne arbeiten und sonst nichts. Einen Staatsfeind lasse man nicht zum Studium. Die nächsten 20 Jahre arbeitete ich als Bohrwerksdrehler.

In den ersten Jahren nach meiner Haftentlassung hatte ich ständig Bauchschmerzen und Durchfälle. Darunter leide ich heute noch häufig.

1975 wurde mir mitgeteilt, daß ich jetzt wieder ein ganz normaler Bürger sei. Gleich darauf bekam ich eine Vorladung zur Musterungskommission. Ich zerriß diese blau-graue Karte und ging nicht hin. Etwa ein viertel Jahr später kam die zweite Karte, die ich auch zerriß. Dann kam eine dritte Karte auf der rot unterstrichen war, daß ich bei Nichterscheinen von der Volkspolizei vorgeführt werde. Ich fuhr zum Wehrkreiskommando und sagte, daß ihre Feinde nicht meine Feinde wären und ihre Freunde nicht meine Freunde. Ich würde, sollte ich je eine Waffe in die Hand bekommen, damit nur nach hinten schießen. Daraufhin wurde ich abgeholt und zur Kripo in die Hallische Straße gebracht. Nach stundenlangem Verhör brachte man mich in das Sudenburger Gefängnis. Am nächsten Morgen mußte ich zusammen mit anderen in der Nacht verhafteten Kriminellen zur Effektenkammer. Beim Erfassen meiner persönlichen Sachen sagte ich dem Wachtmeister, er solle sie nicht so weit weglegen, ich würde bald entlassen. Er lachte und war ganz erstaunt, als ich einige Stunden später entlassen wurde. Meine Frau war inzwischen beim Bezirksstaatsanwalt gewesen. Der Hinweis auf die KSZE-Konferenz in Helsinki und einen guten Bekannten aus meiner Zeit im Zuchthaus Brandenburg, der jetzt beim RIAS beschäftigt war, bewirkte meine Entlassung. Ich mußte mich noch einmal beim Wehrkreiskommando melden. Dort wurde mir mitgeteilt, daß ich aus der NVA ausgeschlossen sei. Sollte jedoch der Verteidigungsnotstand ausgerufen werden, würde auch ich eingezogen werden. Als ich sagte, diese 3 Tage, die die DDR dann noch bestehen würde, könne ich mich auch verstecken, warf er mich 'raus und wollte mich nie wieder sehen. In meiner Kaderakte muß das alles vermerkt worden sein. Mein Antrag für die Teilnahme an einer Meisterschule wurde 1985 abgelehnt.

Anfang 1991 beauftragte ich einen Rechtsanwalt mit meiner strafrechtlichen Rehabilitierung. Ich hatte nur meinen Entlassungsschein, sonst keine Unterlagen.

1995 konnte ich in meine Stasi-Akte einsehen. Es waren 4 dicke Bände. Dort fand ich auch Kopien von Briefen, die ich nach West-Berlin geschickt hatte. Die Stasi hatte sogar das Umfeld eines Briefempfängers im damaligen West-Berlin ausgekundschaftet. Es war aufgezählt, wieviele Pakete ich von der Organisation „Helfende Hände“ bekommen hatte und mit welchem Inhalt. Im SKET wurde ich erst von einem einzelnen IM und dann von einem IM „Olaf Hansen“ und Gruppe bespitzelt. Selbst mein Schichtplan war mit abgeheftet. 1966 wurden auch Unterlagen über meine Frau gesammelt. Die Akte endet 1984, vielleicht wurde der Rest vernichtet.

Einen Antrag auf berufliche Rehabilitierung habe ich auch gestellt. Ich hatte bis zur Wende nie wieder soviel verdient wie vor meiner Inhaftierung. Vom Versorgungsamt bekam ich einen Fragebogen zu den gesundheitlichen Folgeschäden. Die Art der Fragestellungen verspricht aber keine großen Erfolgsaussichten.

Ich wünsche mir im Namen aller Verfolgten etwas mehr Gerechtigkeit. Die verlorenen Jahre kann uns keiner wiedergeben, aber sie sollten nicht vergessen werden.

ANMERKUNGEN

17. Juni 1953: Volksaufstand mit Demonstrationen und Arbeitsniederlegungen in der gesamten DDR gegen hohe Arbeitsnormen und politische Unfreiheit.

Abteilung Inneres: Bei den Räten der Städte, Kreise und Bezirke bestehende Abteilung, die u.a. offiziell für die Bearbeitung von Anträgen auf ständige Ausreise zuständig war.

antifaschistischer Schutzwall: Bezeichnung der SED für die am 13. August 1961 errichtete Mauer um West-Berlin.

Benjamin, Hilde: (1902-89), Vizepräsidentin des Obersten Gerichts der DDR 1949-53, Ministerin der Justiz der DDR 1953-1967.

Berlin-Hohenschönhausen: Untersuchungshaftanstalt des MfS.

Gehlen, Nachrichtendienst: Privater, von den USA finanzierter Nachrichtendienst, seit 1955 dem Bundeskanzler unterstellt. (nach Knauers Lexikon*)

Inoffizieller Mitarbeiter (IM): Für das MfS konspirativ arbeitende Person, die Informationen liefert, sowie Aufträge ausführt. (1988: ca. 173 000 IM) (nach Vollnhals*)

Kaderakte: Personalunterlage, bestehend aus einem dem Beschäftigten zugänglichen und einem unzugänglichen Teil. Als Kaderleiter (heute Chef der Personalabteilung) waren politisch zuverlässige Mitarbeiter eingesetzt, die in größeren Betrieben, häufig auch als IM des MfS tätig waren.

Kassiber: heimliche schriftliche Mitteilung Gefangener.

Kombinat: Zusammenschluß mehrerer Volkseigener Betriebe (VEB), mit für die Herstellung bestimmter Güter sich ergänzenden Produktionszweigen.

KSZE: „Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa“. Nachdem die 1975 in Helsinki verabschiedete sog. Schlußakte auch von der DDR ratifiziert und veröffentlicht wurde, versuchten viele DDR-Bürger, unter Berufung darauf, ihr Ausreiseersuchen durchzusetzen.

Ministerium für Staatssicherheit (MfS): 1950-90, 1989: ca. 91 000 hauptamtliche Mitarbeiter (nach Vollnhals*)

Mühlberg/Elbe, Lager: 1945-48, NKWD-Speziallager. Insgesamt gab es in der SBZ 10 „Speziallager“ mit nach 1990 vom sowjetischen Innenministerium veröffentlichten Angaben 123 000 Gefangenen, von denen 43 000 umkamen. Schätzungen gingen bisher von bis zu doppelt so hohen Opferzahlen aus. Die Gefangenen wurden, meist ohne gerichtliche Verurteilung unter menschenunwürdigen Verhältnissen festgehalten. Von den 22 000 in Mühlberg Internierten wurden weniger als 200 von einem Sowjetischen Militärtribunal verurteilt. Nur einem geringen Teil wurden strafbare Handlungen nationalsozialistischen Charakters nachgewiesen. (nach Kilian*)

Nationale Volksarmee (NVA): 1946-90, Bewaffnete Streitkräfte der DDR.

NKWD: (= Innenkommissariat), wesentlich beteiligt am stalinistischen Terror, dem in der Sowjetunion mind. 10 Mio. Menschen, darunter selbst viele KPdSU-Mitglieder, zum Opfer vielen, 1920 unter dem Namen Tscheka gegründet, später GPU.

Nürnberger Prozesse: 1945/46 von den 4 Besatzungsmächten in Deutschland durchgeführte Prozesse gegen Kriegsverbrecher.

ParteiSekretär: Funktionär an der Spitze einer Grundorganisation der SED.

Pionierorganisation „Ernst Thälmann“: 1948-89, Sozialistische Massenorganisation für Kinder. Die Mitgliedschaft war freiwillig; es galt aber als Makel, der Organisation nicht anzugehören.

RIAS: (= „Rundfunk im amerikanischen Sektor“) Mit Sendern in West-Berlin und Hof bot er DDR-Bürgern die Möglichkeit, von der SED-Propaganda unabhängige Informationen zu erhalten. In zahlreichen politischen Verurteilungen der 50er und 60er Jahre wurde der Vorwurf „RIAS-Hörer“ in der Urteilsbegründung verwendet.

SKET: (= Schwermaschinenbaukombinat „Ernst Thälmann“) metallverarbeitender Großbetrieb in Magdeburg.

Sowjetische Aktiengesellschaft (SAG): 1946-53, Von der sowjetischen Besatzungsmacht gegründeter und geleiteter Wirtschaftsbetrieb in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) bzw. DDR.

Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED): 1946 gegründet durch Zwangsvereinigung der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) und der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD), regierte die DDR als sog. „Diktatur des Proletariats“ (ab 1968 war ihr Führungsanspruch auch in der Verfassung der DDR festgeschrieben), im Dezember 1989 in SED-PDS umbenannt.

Sozialistisches Lager: Sammelbegriff für die nach sowjetischem Vorbild errichteten kommunistischen Diktaturen.

SS: (= Schutzstaffel) urspr. Leibgarde Hitlers, Formation der NSDAP, neben der SS-Verfügungstruppe gab es SS-Totenkopfverbände als Wachverbände der Konzentrationslager und Waffen-SS (1945: ca. 950 000 Mann), im Nürnberger Prozeß zur verbrecherischen Organisation erklärt. (nach Knauers Lexikon*)

Zeugen Jehovas: 1950-90 in der DDR verbotene religiöse Sekte. Ihre Mitglieder lehnen Staat und Kirchen ab, insbesondere den Militärdienst, was zu gerichtlichen Strafen und Lernverboten (kein Ausbildungsplatz wegen Nichtteilnahme an vormilitärischer Ausbildung) führte.

* Quellen:

Herbst, A. / Ranke, W. / Winkler, J.: So funktionierte die DDR, Rowohlt Taschenbuch, Reinbek bei Hamburg 1994

Kilian, A.: Einzuweisen zur völligen Isolierung. NKWD-Speziallager Mühlberg/Elbe 1945-1948, Forum, Leipzig 1993

Knauers Lexikon A-Z, Droemer Knauer, München 1991

Vollnhals, C.: Das Ministerium für Staatssicherheit. Ein Instrument totalitärer Herrschaftsausübung, Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1995

Weber, H.: DDR: Grundriß der Geschichte 1945-1990, Fackelträger, Hannover 1991

Seite 19, 22: Privatbesitz Hans Barnbeck, Reproduktionen von Aquarellen des ehemaligen Mühlberg-Häftlings Walter Reiche

Seite 27 (2x): Privatbesitz Hans Barnbeck

Seite 33: Privatbesitz Ernst Ln.

Seite 41: Privatbesitz Horst Graf*

Seite 42: Kulturhistorisches Museum Magdeburg

Seite 46, 47: Privatbesitz Horst Graf*

Seite 48, 49 (2x), 50: Privatbesitz C. H.

Seite 54: Privatbesitz Johannes Rink

* Name wurde verändert

Impressum:

Ein Gespenst ging um -
Erlebnisberichte aus dem „Sozialistischen Lager“ 1945-1989
(Reihe: Betroffene erinnern sich, Teil 2) 2. Auflage

Redaktion:

Bund der Stalinistische Verfolgten in Deutschland e.V.
Kreisverband Magdeburg

Herausgeber:

Die Landesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes
der ehemaligen DDR in Sachsen-Anhalt

Edda Ahrberg

Magdeburg 1997

Druck:

JVA-Druckerei Naumburg - Arbeitsverwaltung